

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 8 — 1. Jahrgang

Saarbrücken, Donnerstag, 29. Juni 1933

Chefredakteur: M. Braun

Herr Reichskanzler!

Am 20. Juni erschien die erste Nummer der „Deutschen Freiheit“. Schon am 19. Juni haben Sie der Reichspost die Beförderung verboten. So fürchten Sie eine einzige unabhängige Zeitung. Wir pfeifen auf Ihr Verbot. Die „Deutsche Freiheit“ geht ohne Reichspost über alle Grenzen Deutschlands.

Freiheit!

Leistet Hindenburg Widerstand?

Das Ringen zwischen den nationalsozialistischen Parteibonzen und dem Reichspräsidenten — Die Weigerung Hindenburgs, einen Nachfolger Hugenberg's zu ernennen — Das hochpolitische Kulissenspiel

Berlin, den 28. Juni 1933. (Fig. Drahtber.) Vor einigen Tagen schon war in der ausländischen Presse gemeldet, daß Reichsminister Hugenberg seinen freiwilligen Rücktritt angeboten habe. Diese Meldung war von nationalsozialistischer Seite lanciert. Sie traf damals nicht zu. Herr Hugenberg hat in einem persönlichen Bericht dem Reichspräsidenten lediglich Mitteilung gemacht von den Vorstößen der preussischen Regierung und einiger anderer Länderregierungen gegen die Deutschnationale Partei. Ein Rücktrittsgesuch hatte er bis gestern nicht eingereicht. Dagegen hat Reichskanzler Hitler schon am 23. Juni durch ein Schreiben an den Reichspräsidenten die Entlassung Hugenberg's gefordert. Dieses Verlangen hat Hindenburg, den man zur Sicherung vor der nationalsozialistischen Kampagne nach seinem Willen Gut Heubach gekräftigt hat, klar abgelehnt. Er wies darauf hin, daß diese Entlassung den feierlichen Abmachungen vom 10. Januar widerspreche. Der Reichspräsident erklärte ferner, er weigere sich, einen Nachfolger für Hugenberg zu ernennen, ganz gleich, wer auch immer dieser Nachfolger sei. Die Nationalsozialisten wollen als Nachfolger den Panernführer Daxte zum preussischen Landwirtschaftsminister, den

Landbundführer Billiken zum Reichsernährungsminister und den Wirtschaftsberater der NSDAP, Reppeler, zum Reichswirtschaftsminister machen. Inzwischen soll Dr. Hugenberg tatsächlich sein Rücktrittsgesuch eingereicht haben. Es ist noch nicht klar, ob dieses Gesuch nun die volle Kapitulation der Schwarzweihroten vor dem Galentanz und die Unterwerfung des Reichspräsidenten unter die Diktatur der nationalsozialistischen Parteibonzen bedeutet oder ob der Reichspräsident seine Weigerung, einen Nachfolger zu ernennen, aufrecht erhält. Bis vor wenigen Stunden hat der Reichspräsident den Standpunkt eingenommen, daß das Ausscheiden auch nur eines einzigen Ministers aus dem derzeitigen Reichskabinett das Ermächtigungsgesetz für den jetzigen Reichskanzler Hitler automatisch außer Kraft setzen würde. Diese Erklärung führt der Reichspräsident, wie er durch den Staatssekretär Weisner dem Reichskanzler mitteilen ließ, ausdrücklich auf die ihm vorgelegten Protokolle der Sitzungen des Reichskabinetts. Staatssekretär Weisner fügte hinzu, daß der Reichspräsident ernste Zweifel hege, ob der Reichstag in seiner jetzigen Zusammenfassung und nach zwangsweiser Anwesenheit eines

Drittels seiner verfassungsmäßigen Mitglieder noch legitimiert sei, ein neues Ermächtigungsgesetz zu beschließen. Der Reichskanzler Hitler war zum Nachgeben bereit. Er sieht aber unter dem Druck seiner radikalen Freunde Göring und Goebbels, auf die ihrerseits wieder die radikale Massenstimmung wirkt. Der Reichskanzler selbst besorgt, daß ihn der Konflikt mit Hugenberg und die Spannung zwischen Hindenburg und den Nationalsozialisten zum Konflikt mit dem Großgrundbesitz treibt. Auch wenn der Reichspräsident sich entschließt, den Rücktritt Hugenberg's zu genehmigen, ja selbst wenn er sich zwingen läßt, einen oder mehrere nationalsozialistische Nachfolger zu ernennen, bleibt der große Konflikt bestehen. Inzwischen ist durch die Selbstauflösung der deutschnationalen Front nach außen hin die Kapitulation der Schwarzweihroten vollzogen. Die deutschnationalen Abgeordneten wollen als Hospitanten in die nationalsozialistische Fraktion eintreten. Das würde bedeuten, daß der Großgrundbesitz und die Schwerindustrie hoffen, innerhalb der Nationalsozialistischen Partei besser ihre Interessen vertreten zu können, als von außen her durch Hugenberg und die Deutschnationalen.

„Triumphzüge“ mit Gefangenen Wehrlose werden dem nationalsozialistischen Mob ausgeliefert

Vor einigen Tagen wurde die Verhaftung des heftigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Mierendorff gemeldet. Nicht mitgeteilt wurde, wie die Verhaftung erfolgte. Mierendorff, der sich verborgen hielt, hat einen Brief an einen Freund geschrieben, um diesen in einem Koffeehaus in Frankfurt zu treffen. Der Brief war unterschrieben „Carlo“. Die Polizei öffnete den Brief wie so viele andere und ließ das Koffeehaus überwachen. Mierendorff wurde verhaftet. Da sich herausstellte, daß nichts gegen ihn vorlag, sollte er auf ausdrückliche Anordnung des nationalsozialistischen Polizeipräsidenten entlassen werden. Die SS, die das erfuhr, brang mit einem Kommando in das Polizeipräsidium ein, entließ Mierendorff den Polizeibeamten, die ihn schützen wollten, und entführte ihn nach Darmstadt. Schon auf dem Wege wurde er schwer mißhandelt. In Darmstadt schleppten ihn die SS-Leute durch die Straßen, wobei sie die Menge anheulend, mit Mierendorff „abzurechnen“. Die Folge war, daß der kriegsbeschädigte Mann durch einige Straßenzüge Spieghelrennen laufen mußte. Er wurde geschlagen, mit Steinen beworfen und bespuckt.

markierte. Er mußte, seinen kleinen Koffer in der Hand, den Weg vom Polizeipräsidium zum Konzentrationslager in Begleitung von 10 SA-Männern zu Fuß zurücklegen. Polizeipräsident Obergaußführer Heines, hielt bei Lüdemann's Antritt im Konzentrationslager vor den Zulaufen eine Ansprache, in der er das verbrecherische Treiben dieses sozialdemokratischen Bonzen schilderte und dann erklärte, Lüdemann werde demnächst in Begleitung von fünf SA-Leuten nochmals durch das Oberpräsidium, seine frühere Wirkungsstätte, geführt werden. 10 Lagerinsassen, kleine von den Bonzen verführte Arbeiter, würden aus Anlaß der Einlieferung Lüdemann's sofort entlassen. Polizeipräsident Heines wies weiter darauf hin, daß Lüdemann, wie man genau wisse, noch vor kurzem in Berlin von seiner großen Pension, die er leider noch immer erhalte, geschlemmt hätte. Jetzt werde er wohl von seiner Pension für eine bessere Verpflegung der übrigen Lagerinsassen sorgen. Lüdemann antwortete darauf schnell: „Ich kann nicht zuzunehmen meiner Angehörigen über das Geld verfügen.“ Anschließend mußte Lüdemann sofort mit Erdarbeiten beginnen.

sein kühnliches Eintreten für die Arbeiter zum besonderen Vorwurf machen. Dem Maurer Steenberg wurde als Grund für seine Verprügelung, als er seine dänische Staatsbürgerschaft hervorhob, eben sein Dänentum angegeben. Darüber erzählt Steenberg noch weiter: „Am 16. April morgens 7 Uhr meldete ich mich bei dem Wachthabenden und bat, mit dem Kommandanten sprechen zu dürfen. Auf die Frage, was ich wollte, erklärte ich, daß ich Däne bin. „Bist Du Däne“ sagte der Wachtposten und schlug mich mit aller Kraft mit einem Knüttel ins Gesicht, wobei er mich einen Schwindler nannte. Damit war das „Gespräch“ beendet. Aber nachmittags kam ein Inspektor, der auf mich zu und fragte, ob ich es wäre, der behauptete, Däne zu sein. Als ich das bejahte, erklärte er, „das wollen wir untersuchen, Du Schwindler, das sage ich Dir!“ Es folgten weitere Prügel, schließlich aber gelang es dem Maurer Steenberg doch, das zuständige dänische Konsulat zu verständigen und durch dessen Bemühungen wurde er befreit.

Sowohl der heftige Ministerpräsident als auch der Polizeipräsident von Darmstadt wurden von diesen Vorfällen sofort verständigt. Sie weigerten sich aber, gegen die unumenschlichen Vorfälle einzuschreiten. Arbeiter, die Mierendorff zu Hilfe eilen wollten, wurden von der SS mißhandelt und mit dem Konzentrationslager bedroht. Mierendorff hat übrigens als junger Kriegsfreiwilliger im Felde von Wilhelm II. Allerhöchst selbst für hervorragende Tapferkeit das E. K. I. erhalten.

Wenn so schon die „nationale“ Presse über die Behandlung eines in den 50er Jahren stehenden Mannes durch junge Burschen berichtet, mag man sich erst die Wirklichkeit vorstellen.

Däne im Konzentrationslager „Geprügelt wurde täglich“

Der Kopenhagener „Social-Demokraten“ vom 18. d. M. veröffentlicht den Bericht des 37-jährigen Maurers Johan Steenberg über seine Erlebnisse in den Gefängnissen und Konzentrationslagern Hitlers-Deutschlands. Steenberg ist im deutsch-dänischen Grenzgebiet zu Hause, er hat 7 1/2 Jahre in der deutschen Armee gedient, davon 4 Kriegsjahre und er ist dreimal erheblich verwundet worden. Er ist jedoch dänischer Staatsbürger. Die Zahl der Lagerinsassen gibt Steenberg auf zirka 900 an, davon 30 Frauen. Unter den Gefangenen waren 180 Sozialdemokraten, die übrigen Juden oder Kommunisten, auch Mitglieder anderer Parteien, darunter Zentrumskräfte. Geprügelt wurden Gefangene täglich, das war geradezu schon eine offizielle Einrichtung. Die Lagerwachen unterzogen sich mit wahrer Leidenschaft dem schändlichen Werk, die wehrlosen Gefangenen bestialisch zu mißhandeln. Jeder kam schließlich einmal dran. In den Opfern gehörte auch der bekannte sozialdemokratische Rechtsanwalt Frank aus Dortmund, dem diese „Sozialisten“

1300 rebellerende SA-Männer

Hannover, 27. Juni. (Fig. Ver.) Ende der vergangenen Woche ist das Konzentrationslager bei Wilsede in der Lüneburger Heide, das mit rund zehntausend Kommunisten und Sozialdemokraten belegt war, plötzlich geräumt worden. Die Insassen wurden zum geringen Teil entlassen, zum größeren Teil auf andere Konzentrationslager verteilt. Das Lager in Wilsede, dessen Bewachung einem starken Kommando der SS unterstellt worden ist, wurde gestern neu belegt und zwar bezeichnenderweise mit dreizehnhundert SA-Leuten, die wegen Rebellion ausgeschlossen worden sind und von denen einige noch immer die Parteikleidung der Hitlerpartei tragen. Der Zutritt zum Lager ist im weiten Umkreise abge-sperrt.

Und wann wird Hugenberg eingeliefert?

Herr Lüdemann marschiert

Drahtbericht unseres Korrespondenten
Breslau, 28. Juni.
Die Einlieferung des in Berlin verhafteten früheren Oberpräsidenten der Provinz Niederschlesien, des Sozialdemokraten Lüdemann, in das Breslauer Konzentrationslager gestaltete sich zu einem ungewöhnlichen Schauspiel. Viele Tausende Breslauer bildeten Spalier und brachen in Verwünschungen aus, als Lüdemann vorbeis-

Am Donnerstag, dem 18. Juni, kam es in Dresden zu einer schweren SA-Revolte. In einer Versammlung der SA kam es zu schweren Auseinandersetzungen zwischen der SA und ihren Führern. Als es den Führern der SA nicht gelang, die Ruhe herzustellen, griff die SS ein und legte die rebellerenden SA-Leute fest. 100—150 SA-Leuten wurde die Uniform abgenommen und die „Reuterer“ wurden ins Konzentrationslager Hohenstein gebracht.

Der „deutsche Gott“ und Frankreich Stimmen aus Paris

Neue Religionskriege?

Paris, 27. Juni. Im heutigen „Matin“ schreibt Louis Forest über die „neuen Wege des Pangermanismus“:

„Wenn Herr Hitler gegen die Katholiken nicht ebenso brutal vorgeht, als gegen die Juden, dann nur deshalb, weil er selbst katholisch ist und weil es sehr viele Katholiken unter seinen Anhängern gibt. Aber die „innere Entwaffnung“ der Katholiken hat begonnen: wir stehen am Anfang neuer Religionskriege!“

Der Kanzler Dollfuß hat diese Tatsache klar erkannt. Angesichts eines Deutschlands, das einen Gott für sich allein haben will, das keinen anderen Gott duldet, als den alten deutschen Gott, erklärt sich Herr Dollfuß zum Vorkämpfer und zum Verteidiger des Katholizismus. Herr Dollfuß handelt so, er muß so handeln, weil er das Problem in seiner ganzen Tiefe blühartig erkannt und durchschaut hat.“

Dr. Kern:

Hochstapler, die Herren der Wirtschaft

Taxusstraßen für reiche Autobesitzer — Die Idee eines Emporkömmlings

Herrschaft der Kanaille — das ist politisch die Diktatur der Nationalsozialisten. Sie haben von Anfang an die elendesten Instinkte der Grausamkeit und des Neides wachgerufen, sie haben zum Massenhaß, zur Bestialität aufgepeitscht — und sie haben Erfolg gehabt. Sie haben den Staat zur Beute genommen und hausen wie die Hunnen im Feindesland. Nichts Hassenswürdigeres gibt es als die nationalsozialistische Diktatur und vielleicht nur etwas noch Verächtlicheres: die Helfershelfer, die Hindenburg und Neurath und Krojitz und Schacht, die hohen Beamten, die protestantischen Geistlichen, die Professoren, die einst liberalen Schriftsteller und Journalisten, die den Verbrechern die Mauer machen

Wirtschaftlich aber ist die Diktatur die Herrschaft von unwissenden und dilettantischen Gauklern. Ihre Handelspolitik wirft die deutschen Exportarbeiter aus der Arbeit und schafft für mindestens drei Millionen dauernde Arbeitslosigkeit. Ihre Agrarpolitik produziert die dauernde Unterernährung der arbeitenden Massen. Ihre Finanzpolitik ruiniert vollends die Gemeinden und gefährdet immer mehr die Auszahlung der karglichen Unterstützung. Aber Tollheit ist es, was sie mit dem Arbeitsbeschaffungsprogramm treiben. Ein Kernstück dieses Programms wird uns eben verkündet. Die öffentlichen Körperschaften Deutschlands haben ein Defizit von vier Milliarden. Täglich vermehrt sich der Fehlbetrag. Trotz der gefälschten Statistik bleibt die Arbeitslosigkeit lurchig. Wo für interessiert sich Herr Hitler? Die offizielle Antwort lautet: „Der Kanzler hat von Anfang an alle Fragen des Kraftverkehrs besonderes Interesse entgegengebracht, offenbar in der Erkenntnis, daß hier ein weites und bisher in Deutschland fast brachliegendes Betätigungsfeld gegeben ist.“

Einmal eine offizielle Erklärung, die seine Lüge ist! Die neuen Emporkömmlinge sind in das Auto ganz verückt. Jetzt haben sie den Glücklichsten, die neue Wagen kaufen können, Steuerfreiheit gegeben. Da die alten Wagen durch das Privileg für die neuen unverkäuflich wurden, wurden ihre Besitzer neidisch. Man beruhigte sie durch die Erlaubnis, ihre Steuer mit einem geringen Betrage ein für allemal abzulösen. So hat man den Ertrag der Automobillsteuer, aus denen die Länder und Gemeinden die Straßen und Wege erhalten, für die künftigen Jahre außerordentlich vermindert, die öffentlichen Finanzen noch mehr gefährdet. Damit ist aber die Leidenschaft für das Auto nicht erschöpft.

Herr Hitler hat offenbar an den gewöhnlichen Straßen, die von jedermann benutzt werden können, keinen Gefallen. Das Autofahren wird erst dann zur höchsten Lust, wenn man auf eigenen gebauten breiten Chaussees, die für die gewöhnlichen Sterblichen und ihre Fuhrwerke abgeperrt sind, ungehindert dahinjagen kann.

Juden haben kein Lebensrecht

Kein Platz für sie in der deutschen Arbeitsfront

BdA, Berlin, 27. Juni. Wie das BDA-Büro meldet, hat es in Kreisen der Deutschen Arbeitsfront unliebsames Aufsehen erregt, daß das Presseorgan des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens einen Aufruf veröffentlichte, der unter der Überschrift „Bleibt in den Berufsverbänden“ die jüdischen Arbeitnehmer, besonders die Angestellten, aufforderte, sich als Mitglieder den neuen berufständischen Organisationen anzuschließen. In unterrichteten Kreisen wird in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß jüdische Arbeitnehmer von allen Organisationen der Nationalsozialisten, also auch von den Verbänden der Deutschen Arbeitsfront,

ein für allemal ausgeschlossen bleiben.

Wenn einige Angestelltenverbände den jüdischen Mitgliedern erst nahegelegt hätten, freiwillig auszuscheiden, so wolle das nichts befähigen für die kommenden Statuten der neuen Berufsverbände, in der Angestelltenkategorie. Diese Statuten würden vielmehr ebenso wie die der anderen Gliederungen der Deutschen Arbeitsfront den Kriterienparagrafen enthalten. Man kann annehmen, daß die maßgebenden Kreise sich auch schon mit der Frage der organisatorischen Zusammenfassung der jüdischen Arbeitnehmer in Deutschland beschäftigt haben. Einer der Gedanken, die in diesem Zusammenhang aufstiegen, geht dahin, sämtliche jüdischen Arbeitnehmer beider Geschlechter und aller Berufsgruppen zusammen mit den übrigen jüdischen Mitgliedern der verschiedenen Berufe in einen Gesamtverband der jüdischen Beschäftigten zusammenzufassen, dem allerdings im wesentlichen nur gesellschaftliche Bedeutung zukommen würde, und der an die Deutsche Arbeitsfront nicht angegliedert werden könnte. Dagegen steht der Organisationsplan für die Deutsche Arbeitsfront bei den deutschen Trägern des Wirtschaftslebens eine sehr genaue Unterscheidung nach einzelnen Berufen und auch nach den Geschlechtern vor.

Die Außenpolitik der Nazis

Das „Journal des Debats“ schreibt in seiner heutigen Ausgabe unter anderem:

„Die blutigen Grausamkeiten, die im Deutschland Hitlers üblich geworden sind, zwingen ganz Europa zu höchster Aufmerksamkeit, denn sie enthalten auch die außenpolitischen Pläne und die außenpolitischen Methoden der Nationalsozialisten. Das Programm Hitlers besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil besteht aus Judenverfolgungen, aus der Unterdrückung der Katholiken und der Sozialisten, aus der Auflösung der Hugenberg'schen Wehrverbände, aus der Verhaftung des Herrn Voegbe; dieser erste Teil ist revolutionär. Der zweite Teil des Programms aber ist imperialistisch im höchsten und gefährlichsten Umfange; er ist gekennzeichnet durch die Aktionen der Nationalsozialisten in Oesterreich, in der Tschechoslowakei, in Island, in Holland, in Dänemark, in Estland, in Litauen, in Lettland, in der Schweiz, in Luxemburg. Dieser zweite Teil ist pangermanistisch. Und hiergegen muß sich Europa mit allen Mitteln zur Wehr setzen!“

Und wozu hat man die uneingeschränkte und unkontrollierte Verfügung über die Steuererlöse? In diesem bankrotten Deutschland, in dem kein Gemeindevorsteher mehr weiß, wie er die Lieferanten bezahlen und die Unterstützung leisten soll, in diesem Deutschland, das die Zinsen an seine auswärtigen Gläubiger nicht mehr bezahlt, sollen jetzt

Zuzugsstraßen für die kleine Schaar reicher Automobilbesitzer geschaffen werden.

Zwei bis drei horizontale und ebensoviele vertikale Linien, außerdem eine diagonale Straße von Nord-Westen nach Süd-Osten sollen durch ganz Deutschland gelegt werden. Die Straßen sollen grundsätzlich in einer Breite von 50 Metern mit einem breiten Zwischenstreifen angelegt werden. Eine eigene Organisation wird dafür geschaffen. Ein Generalinspektor wird eingesetzt, der über die Linienführung entscheiden wird — natürlich diktatorisch, Länder und Gemeinden haben da nichts dreinzureden. Für die Benutzung wird eine Gebühr erhoben. Aber die Schamlosen machen nicht einmal ein Hehl daraus, daß diese Gebühr nur einen kleinen Teil der Kosten decken wird. Das Vergahren der Automobilfahrer sollen für alle Zeiten die Steuerzahler bezahlen. Die Straßen selbst aber werden natürlich mittel der Roten Presse finanziert, es gibt ja keine andere Möglichkeit.

Diese groteske Vergeudung öffentlicher Gelder wird begleitet von einer marxistisch-revolutionären Aktion, wie sie sich sonst nur die Gaukler vor ihren Jahrmärkten leisten. Das Geschrei findet sich in dem offiziellen Bericht über die Kabinettsitzung. Nachdem verkündet wird, daß der Plan auf die persönliche Initiative des Reichskanzlers zurückzuführen ist, heißt es:

„Es wird zur Durchführung des heute beschlossenen Gesetzes in Deutschland ein Autostrassennetz errichtet werden, wie es bisher in der Welt nicht existiert. In diesem großartigen Plan kommt der Glaube an die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und an eine gewaltige Entwicklung des Kraftwagenverkehrs sichtbar zum Ausdruck. Die geplanten Autostrassen, mit deren Bau unverzüglich begonnen werden soll, werden der deutschen Verkehrswirtschaft gewaltige Impulse und der deutschen Landschaft ein völlig neues Bild geben. Sie werden das kraftvolle Sinnbild des politischen Zeitalters für spätere Generationen sein, das mit der Regierung Hitler begonnen hat.“

Die Prahlerei bleibt hinter der Frivolität nicht zurück. Es ist das Gehaben von Hochstaplern und Schwindlern, die die deutsche Wirtschaft in Grund und Boden ruinieren. Wie lange wird das deutsche Volk die Schande dieser Herrschaft ertragen?

Das bedeutet die Entrechtung der Juden auch an ihren Arbeitsplätzen. Mit dem Ausschluss aus der Deutschen Arbeitsfront gehen ihnen, wie Len zu uns verkündigt, selbstverständlich alle Vorteile und Garantien verloren, auf die sie als Jüdische in einem Verband Anspruch hätten. Man gestattet ihnen nämlich eine eigene Organisation. Hier können die Juden sich unterhalten, Skat und Klavier spielen — zu sagen haben sie nicht das geringste.

Diese Rasse-Arier erreichen auf diese Weise ihr Ziel: den Juden jeden Wettbewerb nach dem Hitlerschen Leistungsprinzip unmöglich zu machen.

Aufstrahlende Sonne

Der RSB-Wirtschaftsbund gibt bekannt: „Die Schilder „Deutsches Geschäft“ werden nur an arische Firmen verleben. . . Die Schilder sind unter Glas mit Metallrahmen und stellen das Symbol des neuen Deutschland dar: Eine aufgehende strahlende Sonne mit Hakenkreuz, davor als Hüter ein starrer schwarzer Adler, darunter „Deutsches Geschäft“.

Sehr aufschlußreich

Aus Hans Wendts Referat über den Film „SA-Mann Brand“. Es ist sehr aufschlußreich, daß der Hauswirt Huber, der seinen Nationalsozialismus bis zum Siege der Bewegung in Nachschichten verbirgt und erst nach dem 6. März die Hakenkreuzflagge zeigt, den lebhaftesten Beifall des Publikums davonträgt. („Deutsche Allgemeine Zeitung“, Berlin.)

Gleichschaltung im auswärtigen Dienst

London, den 28. Juni (Eig. Bericht.)

Der Botschaftsrat Graf Bernstorff ist von Hitler abgerufen worden und wird durch einen Nazispißel ersetzt werden, der den deutschen Botschafter von Hoersch, der keineswegs als gleichgeschaltet gilt, zu beobachten und unschädlich zu machen haben wird.

Bernstorff erkannte sich einer großen Beliebtheit in englischen Kreisen und war einer der angesehensten deutschen Diplomaten in London.

Mit seiner Abberufung scheint die allmähliche Gleichschaltung des auswärtigen Dienstes Hitler-Deutschlands zu beginnen. Noch kann man dabei nicht ganz auf Leute vom Rufe eines Hoersch verzichten. Aber man setzt ihnen Nazikommissare auf die Nase.

Bekanntlich waren das deutsche Auswärtige Amt und die Reichswehr die beiden letzten Domänen der alten preussischen Herrschaft und bisher von einer Gleichschaltung durch die Nazis weniger berührt worden. — Herr von Papen ist in Rom eingetroffen.

Verbot!

Die „Saarbrücker Zeitung“ für 1 Woche

Die Regierungskommission im Saargebiet gibt bekannt: Verfügung

Auf Grund des § 6 Abs. 2 und 3 der Verordnung vom 18. Juni 1933 betr. Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit im Saargebiet wird in Erwägung, daß die „Saarbrücker Zeitung“ vom 25. Juni 1933 Nr. 169 unter der Überschrift: „Die Saarlandgebung auf dem Niederwald“ einen Artikel enthält, welcher durch den Satz: „Die jüngsten Maßnahmen der Saarregierung gegen die Vereine, Meinungs- und Koalitionsfreiheit der Bevölkerung sind aber von so eindeutiger Tendenz zugunsten der französischen Propagandapolitik gehalten, daß mit allen Mitteln gegen die Beeinträchtigung der Willensfreiheit der Saarbevölkerung Einspruch erhoben werden muß“, den Tatbestand der Willensfreiheit der Saarbevölkerung Einspruch erhoben werden muß“, den Tatbestand des § 3 Abs. 2 Ziffer 1 der Verordnung vom 18. Juni 1933 erfüllt, folgendes verfügt:

Artikel 1. Die Veröffentlichung, der Verkauf und die Verteilung der Tageszeitung „Saarbrücker Zeitung“ und jeder angeleglich neuen Druckschrift, die sich sachlich als die alte darstellt, wird mit sofortiger Wirkung im Saargebiet auf die Dauer von einer Woche verboten.

Die „Merziger Volkszeitung“ ein Zentrumblatt, wurde ebenfalls für acht Tage verboten.

Neuestes

Der frühere deutsche nationale preussische Landtags- und Reichstagsabgeordnete Dr. Eduard Stadler, der vor kurzem der NSDAP beigetreten ist, wird, wie verlautet, vom 1. Juli ds. Jrs. ab an maßgebender Stelle als politischer Leiter der Ulsteinischen Zeitungsbetriebe tätig sein.

Die nationalsozialistischen Funktionäre besetzten heute die Geschäftsstelle des Deutschen Funktionärischen Verbandes des S. V. und die Geschäftsstellen der Mittelstandsvereine und Landesverbände. Die Verbände sind in der Umwidmung begriffen. Die Aktion fand im ganzen Reich statt und ist darauf zurückzuführen, daß angeblich eine Zusammenarbeit zwischen dem von den Funkarbeitern aufgelösten Sozialdemokratischen Arbeiter-Radio-Bund und dem Deutschen Funktionärischen Verband bestanden habe.

Unter Verdacht des Hochverrats wurden die sechs verhafteten früheren nationalsozialistischen Landtagsabgeordneten von Niederösterreich aus dem Polizeigefängnis in die Haft des Landesgerichts übergeführt.

Aus dem Verein Berliner Presse wurden ausgeschlossen: Theodor Wolff, ehemaliger Chefredakteur des „Berliner Tageblattes“, Hermann Jüder, ehemaliger Chefredakteur des „Voll- und Abendblattes“, Friedrich Stampfer, ehemaliger Chefredakteur des „Vorwärts“ (zur Zeit Prag), Max Cohen-Knecht, führendes Mitglied der Liga für Menschenrechte, Dr. Wilsons Goldschmidt (zur Zeit Moskau). Die Ausgeschlossenen würden das Ansehen des Vereines durch ihre Mitgliedschaft in der größtmöglichen Weise verletzen.

Wie der Zeitungsdiener erzählt, wird die Tageszeitung „Der Deutsche“ ab 1. Juli als Zentralblatt der Deutschen Arbeitsfront unter der Herausgeberschaft des Führers der Deutschen Arbeitsfront Dr. A. Len erscheinen.

Auf Grund eines Haftbefehls der Staatsanwaltschaft Kurich ist der Generaldirektor der Thüringer AG für Gas und Elektrizität, Weßphal, verhaftet worden. Weßphal wurde ins Wilhelmshavener Amtsgerichtgefängnis übergeführt.

Das Reichsministerium des Innern gibt folgendes bekannt: In der letzten Zeit haben die Strakenaktionen, deren Ertrag zu politischen Zwecken oder zur Verwendung durch politische Organisationen bestimmt ist, vielfach zu Unzulänglichkeiten geführt, gegen die wir ein Einschreiten im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung notwendig und wünschenswert erscheint. Ich gestatte mir daher die Anregung, derartige Sammlungen von Haus zu Haus, auf Straßen oder Plätzen, in Gassen oder Versorgungsstellen oder an anderen öffentlichen Orten als gemein zu verbieten.

Genau wie Göbbels

Geiseln sollen aufgehängt werden

„Was aber „Stampferleben“ und seinen neuen „Vorwärts“ angeht: Da sollte man für jeden Gehärtikel, der im Ausland landeslos wird, einen der SPD-Funktionäre, die sich noch in Schnitzhaft befinden oder sonst greifbar sind, einfach aufhängen.“

Fränkische Tageszeitung in Nürnberg, Herausgeber Julius Streicher, Beauftragter des Reichskanzlers für den Judenboykott.

Wird van der Lütte ernordet?

Die Angst vor dem öffentlichen Prozeß

Der diplomatische Korrespondent des „Daily Herald“ schreibt: Die Nazis beabsichtigen, ihre politischen Gefangenen zu ermorden! Sie haben fünf Leute eingekerkert, gegen die sie die vorläufige Anklage erheben, den Brand des Reichstagsgebäudes angezündet zu haben.

Einer von ihnen ist der Holländer van der Lütte, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Naziagent, ein anderer der deutsche Kommunistenführer Ernst Torgler. Die übrigen drei, Popoff, Dimitroff und Taness, sind Bulgaren.

Aber die Nazis haben Angst, es auf einen öffentlichen Prozeß ankommen zu lassen. Sie befürchten, daß in den Verhandlungen die Angeklagten ihre Unschuld am Reichstagsbrand beweisen könnten. Andererseits fürchten sie die Enttarnung, daß die Nazi selbst den Reichstag in Brand gesteckt haben.

Deshalb ist der Plan ausgedacht worden, an den fünf Gefangenen „gütliche Gerechtigkeit“ vollziehen zu lassen, noch ehe sie vor Gericht kommen. Gütliche Gerechtigkeit ist die Naziphrase für politischen Mord.

Den Brauhenden von den Sturmabteilungen soll Gelegenheit gegeben werden, sich der Gefangenen zu bemächtigen und an ihnen Lynchjustiz zu üben.

Nachher wird die Reichsregierung vor der Welt erklären, daß eine „bellagenerische Ausschreitung“ vorgefallen sei. Die Urteilsvollstrecker aber werden, wie die Rörder Rathenaus, als Nationalhelden gelten.

Dies ist die Verschönerung. Sie wird in die Tat umgesetzt werden, es sei denn, daß die Veröffentlichung es verhindert.

Göbbels verbietet die Veröffentlichung dieser Briefe

Das läßt tief blicken!

Kampf um Gehälter und „Ehrenämter“ mit Hintergründen

Berlin, 28. Juni (Fig. Ber.)

Wir sind in der Lage, nachstehend einen hochinteressanten Briefwechsel aus der „nationalen Front“ bekanntzugeben, dessen Publikation durch den Reichspropaganda-Minister Nazi-Göbbels, den deutschen Zeitungen ausdrücklich untersagt wurde. Es handelt sich um die Diskussion zwischen dem deutschnationalen Staatssekretär des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, Herrn von Rahr, und dem Präsidenten des Reichslandbundes, Nazi-Reinberg. Dieser Briefwechsel ist nicht nur ein Zeugnis für den erbitterten Kampf zwischen Deutschnationalen und Naziisten, sondern auch ein für die Nationalsozialisten außerordentlich kompromittierendes Dokument!

Der Kampf gegen den Reichswirtschaftsminister Dr. Hugenberg wird zur Zeit mit voller Wucht geführt. Dabei wird nicht nur der Chef der Deutschnationalen heftig bemerkt, sondern auch seine Trabanten stehen im Feuer.

Am 30. Mai schrieb Staatssekretär von Rahr an den Nazi-Präsidenten Reinberg einen Brief, in dem er eine Senkung der Gehälter beim Reichslandbund, insbesondere der Gehälter der Direktoren Nazi-Kriegsheim und Nazi-von Sybel forderte. Ferner legte er sich in diesem Schreiben dafür ein, daß die Tätigkeit der Nazi-Präsidenten ehrenamtlich sei und daß die Herren, die Abgeordnete seien, außer der freien Wohnung keine Vergütung erhielten, die anderen Herren außer der freien Wohnung lediglich ein Tagelohn für die Tage, an denen sie für den Reichslandbund tätig seien. Für den geschäftsführenden Präsidenten hielt er Gesamtsätze von 12000 Mark einschließlich etwaiger Abgordnetendiensten für ausreichend. Herr von Rahr wies zum Schluß dann noch darauf hin, daß er noch nie vom Landbund in Pommeren außer erlebbarer Unkosten eine n Pfennig genommen habe.

Am 14. Juni ließ Herr von Rahr Reinberg ein weiteres Schreiben zugucken, in dem er eine von Reinberg in der „Pommerschen Zeitung“ gemachte Mitteilung, daß sich vor der letzten Versammlung des Reichslandbundvorstandes ein gewisser nationaler Kreis verammelt und die Auffassung vertreten habe, der Vorsitzende des Landbundes müsse ein Großbesitzer sein, als vollkommen unwarhaft bezeichnet, sowie Reinberg bittet, seine Angabe zu widerrufen. Ferner wurde Reinberg in diesem Schreiben gebeten, da er dauernd Neben gegen Hugenberg's Arbeit halte und in einer Bundesvorstandssitzung jede Möglichkeit über das zu sprechen, was der Landwirtschaft an landwirtschaftlicher Gesetzgebung nottue, unterbunden habe, eine sachliche Ansprache herbeizuführen.

Darauf ging vom Reichslandbundpräsidenten Reinberg am 15. Juni folgende Antwort ab:

„Sie haben seit meinem Amtsantritt als geschäftsführender Präsident des Reichslandbundes die Liebeshöflichkeit,

mit ihre für mich unmahageliche Meinung brieflich zu unterbreiten. Auf Ihre ersten beiden Briefe vom 26. und 30. Mai überhaupt einzugehen, lehne ich ab.“

Reinberg teilt dann die Quelle mit, aus der ihm die Mitteilung über die betreffende Sitzung geworden sei, und erklärt von Rahr, daß er es ablehnen müsse, von ihm gute Ratschläge über die Geschäftsführung entgegenzunehmen, da von Rahr durch sein Verhalten bei der Behandlung von standespolitischen Fragen jeden Anspruch verwerkelt habe, als Vertrauensmann des deutschen Bauerntums zu gelten. Zum Schluß teilt Reinberg Staatssekretär von Rahr mit, daß

Schade, daß dieser interessante Briefwechsel der deutschen Öffentlichkeit vorenthalten wird. Uns interessiert hieran nicht so sehr der zwischen den nationalen Koalitionspartnern und ehemaligen Harzburger Freunden herrschende Ton, als vielmehr die amtlicherseits erfolgte Feststellung der Futterkrippenwirtschaft und einer heillosen Ratlosigkeit unter den neuen Führern der deutschen Bauern, denen sie den Himmel auf Erden versprochen haben. Vielleicht möchten sie ihn auch wirklich herunterholen — aber sie wissen einzuwillen noch nicht: Wie! Die deutschen Bauern werden also wohl oder übel noch ein wenig warten müssen.

Die Ehestandsdarlehen

Auch die Heiraten werden politisiert

In den Durchführungsbestimmungen für die Ehestandsdarlehen heißt es u. a.:

- b) wenn einer der beiden Ehegatten nicht im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte ist,
- c) wenn nach der politischen Einstellung eines der beiden Ehegatten anzunehmen ist, daß er sich nicht jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einsetzt,
- d) wenn einer der beiden Ehegatten an vererblichen geistigen oder körperlichen Gebrechen leidet, die seine Verheiratung nicht als im Interesse der Volksgemeinschaft liegend erscheinen lassen.

Das heißt, die Behörden können die Ehestandsdarlehen jedem Paar verweigern, das ihnen politisch irgendwie nicht paßt.

Betriebsrat verhaftet

Weil er Lohndifferenzen hatte

Gummersbach, im Juni. Die Belegschaft eines Textilbetriebs im benachbarten Bocke hatte Lohndifferenzen mit ihrem Arbeitgeber. Ehe der Kreisleiter der NSD. seine Entscheidung getroffen hatte, setzte der Betriebsrat den Betrieb eigenmächtig still und berief eine Belegschaftsversammlung, in der zum Streik aufgefordert wurde. Daraufhin nahm der Kreisleiter der NSD. Gummersbach den gesamten Betriebsrat in Schutzhaft. Die Verantwortlichen werden dem Schnellrichter vorgeführt werden.

Heimkehr des Globetrotters

Gleich nach dem Umsturz verließ Otto das „Elternhaus“. Das war die große schöne Wohnung auf dem Landstraker Ring, wo seine Mutter nun ganz allein verblieb. In den Karpatengraben lag der Vater. Es wäre gebührend und gelogen, wollte jemand ernstlich behaupten, der Siebzehnjährige hätte sich darüber Gedanken gemacht, was nun werden solle.

Die Mutter sprach da was von Zimmervermieten wollen — und sie sprach das in ihrer unanschließenden Art. Sie war eine ältere Frau, merkwürdig rauh verblüht, obwohl ihre wirtschaftlichen Verhältnisse hundertfach unterboten werden konnten.

Eines Tages war der Junge weg. Und nach einem halben Jahre kam eine Karte aus — Aethiopien.

Frau Anheuser gewöhnte sich allmählich daran, aus allen Weltteilen Postkarten zu erhalten, die Zeit verging, und auch sie schrieb nur ganz kurz und nicht im entzücktesten daran denkend, diesen Sohn einmal zu bitten, nach Hause zu kommen.

Als Otto dreißig Jahre alt wurde, beschloß er doch, heimzukehren. Zumal da die Zeiten schlecht waren und auch die unterschiedlichen Posten, die er so periodenweise innegehabt hatte, sehr rar wurden.

Er sah ganz nach „Vorschritt“ aus, hochgewachsen, braun-gebrannt und etwas auffallend gekleidet. Er hatte auch richtig mit ein paar Maharadschas Elefanten gejagt, er hatte sich einem Weltflieger einen Ozeanflug mitgemacht, er hatte sich Karawanen angeschlossen und war mit Nordlandsfischern auf Wallfang gewesen. Er hatte Menschen kennengelernt, in all ihrer Güte und Noblesse, er konnte ihre Bosheit verspüren und sah hinter glatten Gesichtern Heimtücke und Hien. Frauen aller Rassen und Weisensart, Frauen aller Schichten hatte er zu Lieben verneigt. Keine aber vermochte es, ihn lange an sich zu fesseln. Jetzt war er froh darüber — wiewohl er sich irgendwie schämte, so arm und „einschichtig“ vor die Mutter treten zu müssen.

Ja, die Mutter. Ah, Otto machte sich keinesfalls lesebucht-hafte Vorbereitungen von der Heimkehr und dem „Mütterlein, das traulich kridend im Erker saß“. Gott nein, die Mutter hatte ihm ja vor einigen Monaten etwas ausführlicher als

sonst geschrieben: „Ich führe jetzt einen Mittagstisch für Derrschaften, lauter bessere Leute, es ist eine gut bürgerliche Küche mit einem Stik ins Gourmandhafte.“

Otto lächelte. Ja, so war seine Mutter. Sie kannte das Leben nicht. Die hielt sich immer noch für die Frau Major, gute alte Dame.

Hell war der Tag, an dem Otto in Wien ankam. Rask eilte er das kleine Städ Wege von der Bahn zum Wohnhaus. Eine nette, graphisch hübsche Tafel hing neben dem Haustor. „Erdklassiger Mittagstisch — auf Wunsch vegetarisch und diät. Frau Magda M. Anheuser.“

Otto nahm mit jugendlichem Übermut zwei, drei Stufen auf einmal. Plötzlich ließ ein Lächeln über seine Lippe. Fein, Junge, wird gemacht. Werden's mal ausprobieren. Das Mutterrag hat ihn doch gleich erkannt. Dein Gepäck ist noch auf der Bahn — jetzt ist es halb zwei Uhr, du bist Mittagsgast. Allright.

Auf sein gleichmütiges Klingeln öffnet ihm ein hübsches Mädchen. Schwarzweiß, in Ordnung, denkt Otto. Ist noch Platz, Fräulein? sagte er leichthin, überreicht Stod und Out und geht ins Speisezimmer. Die Tische sind fast zur Gänze besetzt, das Geschäft scheint zu gehen. An der Anrichte steht — Herrgott, steht die Mutter. Nun übermannen den hartgefötneten Sänder beinahe Tränen. Das ist die Mutter, denkt er unansöhlich. „Ja, gut, Fräulein, Ragout, bitte? Aber wie Sie wollen.“ Otto benimmt sich. Nein, er stellt nicht mehr hin. Das ist die Mutter. Die alte nette Dame seiner Träume. Diese geschwinkte (und wie birnenhalt geschwinkte) Frau mit den modisch rotfarbenen Haaren; wie die matronenhafte Fülle in Gummi und Bänder geprecht sein muß. Wäsche stehen da und dort heraus, der Auschnitt gewagt tief, offenbar Anlässe niedergemarieten Weisches. Ob, der Mann weiß genau, daß die Frau auf die Gäste durchaus nicht diesen peinlichen Eindruck macht, mein Gott, heutzutage will halt jeder jung und jugendlich wirken, nicht wahr?

Nun setzt sich die Mutter zu einem kleinen Eßtischen, wo zwei sehr heikle Stammgäste sitzen müssen. Otto entgeht nicht, wie sorgsam denen alles dargereicht wird, mit welcher Unterwürfigkeit diese beiden Ritterliche bedient werden müssen. Das süßliche Lächeln seiner Mutter schneidet ihm ins Herz. Er wünscht sich ein Donnerwetter vom Himmel, Erdbeben; was hier nur für 'ne Dipe ist, ach, wie sie jetzt

sein persönliches Verhalten eine Zusammenarbeit des Berufsstandes mit seinem Ministerium unmöglich mache und fordert ihn auf, zurückzutreten.

Am 21. Juni antwortet Staatssekretär von Rahr, indem er den Ton des Briefes des Reichslandbundpräsidenten überliest. Er bemerkt in seinem Antwortschreiben, daß im allgemeinen der im Unrecht sei, der sich eines solchen Tones bediene. Es heißt dann weiter:

„Sie erheben Vorwürfe gegen mich wegen meiner Auffassung über die ständische Ordnung. Sie sagen jedoch nicht, was Sie nun eigentlich beabsichtigen. Eine Ansprache aber über den ständischen Aufbau ist von Ihnen in der letzten Bundesvorstandssitzung abgelehnt worden.“

An einer anderen Stelle dieses Briefes heißt es dann:

„Der übrige Inhalt Ihres Briefes bedeutet praktisch: Sie lehnen es ab, das Amt der Präsidenten des Reichslandbundes zu einem Ehrenamt — lediglich gegen Erstattung der Unkosten — zu gehalten und wollen den früher von mir schon unter Minister Schiele und Graf Radreuth bekämpften Zustand einer mit der Not der Landwirtschaft in keinem Verhältnis lebenden Bezahlung aufrechterhalten. Nehalliches gilt für die Aufrechterhaltung der Direktorengehälter. Sie gehen einer sachlichen Ansprache über das, was für die Landwirtschaft zu geschehen hat, aus dem Wege, obwohl Sie m. E. als Präsident des Reichslandbundes verpflichtet sind, zumindest in den Bundesvorstandssitzungen eine solche sachliche Ansprache herbeizuführen.“

Unter Hinweis darauf, daß die Organisationen der Landwirtschaft einen wesentlichen Anteil an den bisherigen Erfolgen hätten, stellt Staatssekretär von Rahr weiter fest, daß mit dem Tode des Amtsantritters Reinbergs der Reichslandbund aus der Mitarbeit ausgeschieden sei.

Nehme man noch hinzu, daß der inzwischen als gemeine und unwahre Denunziation erwiesene Angriff auf ihn, von Rahr, wegen der Unfälle gleichfalls Reinbergs Mitwirkung gefunden habe, so sei der innere Wert von Reinbergs Forderung, den Posten als Staatssekretär zu räumen, genügend offengelegt.

Das Schreiben schließt mit der nochmaligen Aufforderung, die Arbeit des Reichslandbundes der Reichsregierung und damit dem Reichsminister Dr. Hugenberg und ihm, die das Amt im Auftrage des Reichspräsidenten und des Reichstanzlers ausübten, rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.

„Treuhand der Arbeit“

Unternehmer diktieren den Lohn

Die Hitlerregierung hat dieser Tage die „Treuhand der Arbeit“ ernannt, die — ausgehattet mit ungeheuren Machtvollkommenheiten — die Lohn- und Arbeitsbedingungen von Millionen deutscher Arbeiter und Angestellten zu regeln haben werden. Die Liste der Ernannten enthält elf Namen und wird eingeleitet von dem Grafen von der Goltz, Chefkonsul des Pommerischen Landbundes, der reaktionärsten landwirtschaftlichen Arbeitgeber-Organisation Deutschlands.

In Westdeutschland ist „Treuhand der Arbeit“ Dr. Josef Klein, bisheriger Sozialsekretär bei JG-Farben. In Mitteldeutschland führt ein anderer Angestellter derselben Gesellschaft, der Geschäftsführer der mitteldeutschen chemischen Industrie des Szepter. In Norddeutschland regiert der bisherige Syndikus der Lübecker Handelskammer. Von en elf sind sechs bisherige Unternehmerangestellte. Zwei andere, Ragel und Börger sind gleichfalls auf Vorschlag der Unternehmer ernannt, sie sind bisher von den Gewerkschaften aller Richtungen wegen ihres sozialen Unverständnis bekämpft worden.

Vergiffene Nummer

der „Deutschen Freiheit“

Die Nummer 3 der „Deutschen Freiheit“ mit der Enttarnung über Gitters jüdische Familie ist reißlos vergiffen und kann trotz einer für deutsche Verhältnisse sehr hohen Auflageziffer nicht nachgeliefert werden.

aussteht — sie geht einen Augenblick hinaus, frisch gepudert und mit atropinplänzenden Augen kommt sie wieder, geht von Tisch zu Tisch, scheint die Menschen anblickend, aber immer die Handreichungen der Mädchen scharf überwachend. Steh still, mein Herz, jetzt kommt sie zu mir. Nachher ist ein kleines Mädchen, ansehend konservatorisch. „Schmeiß's, mein Tochter, oh, Müßigkeit, Herr Doktor, auf Wiedersehen. Aber Lisa, Lisa... Der Herr wohl das erste mal bei uns, hoffe... Ah, Herr Doktor gehen Sie, bitte schön, stehe zur Verfügung.“ und schon ist sie weg, leise ist ihr Sprechen, leise singend, wie die Menschen in Schweden sprechen — was für eine Sehnsucht in ihm ist, nach Güte und Sauerkeit. Nein, sie hat ihn nicht erkannt — was dir keine Gedanken, wie sagt du doch immer so schön, Otto? Man muß mit Enttäuschungen rechnen, dann können sie einen nicht dauernd erschüttern. Ist doch Quatsch. Er ist aber erschüttert, er ist, er ist einfach fertig. Jetzt muß er der Frau Mutter zahlen. Ein heftiger Froß steigt in ihm auf. Und ich geh — und ich kann nicht bleiben. Wer weiß, wie ich sie enttäusche, halt möchte er die Banknote auf den Tisch werfen und gehen, aber es ist etwas in ihm, eine zehnjährige Hoffnung, der zehnjährige Wunsch nach einer Traumerfüllung. Ich will jetzt zu ihr hingehen und Konversation machen. Wie schön es hier in Wien ist. Wenn man so in der Welt rumgondelt. Sie auch, wird sie sagen, auch ich habe einen Sohn, mein Junge, wird sie jämlich murren, und eine Träne... Schon steht er bei der Anrichte. Mit zögerndem Lächeln legt er den Schein auf den Tisch. Plötzlich spürt er, daß er nicht reden kann. „Was zahlte ich?“ wirft er hervor. „2,80 Schilling.“ sagt die Frau, ihre Blicke freieren präsent und nervös durch das sich allmählich leerende Zimmer, dann ein kurzer Blick auf das ernste Gesicht des Zahlenden. „Ich fürchte, es hat Ihnen nicht geschmeckt, mein Herr?“ „Nein.“ sagt er laut und langsam, „es hat mir nicht geschmeckt, meine Dame.“

Und läßt der verblüfften Frau den Zehnillingsschein in der Hand. Er greift Out und Stod und — raff, raff fort. „Ja.“ sagt mit südem Lächeln Frau Anheuser zum zittrig-heißen Hofrat: „In Valparaiso ist er jetzt. An die dreißig wird er wohl, mein Otto, ich muß ihm doch mal schreiben, ob er so gar keine Sehnsucht hat, sein altes Mutterl zu besuchen.“ — „Aber, gnädige Frau.“ lächelt der alte Lebensmann gelangt.

Reichswehr lehnt ab

Die geheimnisvollen Flugzeuge

Berlin, 27. Juni. (Sig. Ber.) In seiner Eigenschaft als Luftfahrtminister des Reiches hat Herr Göring an alle Behörden des Reiches und der Länder die Aufforderung gerichtet, sofortige Untersuchungen wegen der beiden Flugzeuge, die am 23. Juni Berlin überflogen haben sollen, anzustellen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen laufend ihm vorzulegen. Auf dieses Schreiben hat der Reichswehrminister, General von Blomberg, geantwortet, daß sich die Lenkstellen der Reichswehr und der Reichsmarine an dieser Untersuchung nicht beteiligen werden.

Steuerkorruption straffrei!

Korruptionsdezernent Freißler verordnet...

Der Leiter des Korruptionsdezernats, Dr. Freißler, erläßt eine Bekanntmachung folgenden Inhaltes:

An sich obliegt selbstverständlich dem Korruptionsdezernat das Aufspüren jeder Art der Steuerhinterziehung. Es sei aber streng zu beachten, daß nicht jede Art von Steuerhinterziehung strafrechtlich und steuerrechtlich zu verfolgen sei. Denn es sei oft vorgekommen, daß natürliche Personen nur deswegen sich eines Vergehens gegen die Steuergesetzgebung schuldig gemacht hätten, um auf diese Weise den Kampf gegen das System der Weimarer Republik besonders erfolgreich zu führen. In solchen Fällen sei es natürlich nicht die Aufgabe des Korruptionsdezernats, einzuschreiten.

Der Landgerichtspräsident Dr. Dietrich-Hechingen hat bekanntlich bereits eine Liste der Handlungen aufgestellt, die straflos bleiben, wenn sie im Interesse der NSDAP begangen wurden. (Mord, Totschlag, Sprengstoffattentate, Brandstiftungen, Körperverletzungen usw.). Dieser Reihe ist nun noch die Steuerdefraudation hinzuzufügen.

Der Eiserne Vorhang

Das Geheimnis um den Bankrotthaushalt

Aus Berlin wird gemeldet:

Zeitungen, die die Einzelheiten des Reichsstaats veröffentlichen, haben mit Verbot zu rechnen.

Was soll das Geheimnis? Ist es die Angst vor den Bankrottszahlen? Oder soll insbesondere der Reichswehrhaushalt so geheimnisvoll behandelt werden?

Funktionärverhaftungen in der oberrheinischen Sozialdemokratie

Rhein, den 28. Juni. (Sig. Ber.)

Sämtliche Landtagsabgeordnete der Sozialdemokratischen Partei im Bezirk Oberrhein sowie die noch auf freiem Fuß befindlichen Mitglieder der Bezirksleitung, der Bezirkssekretär und sämtliche Parteilokalfunktionäre nebst einer Anzahl nichtbeamteter Funktionäre sind verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden.

Einen der Funktionäre der Kölner Sozialdemokratie hat man aus einer Schwurgerichtssitzung, bei der er als Geschworener fungierte, herausgeholt und abgeführt. Die Fahnendragung der SA-Banditen nach sozialdemokratischen und leitenden gewerkschaftlichen Funktionären dauert an.

Frankfurter Brief

„Einstimmige“ Wahl

Im Juni.

Jüngst wurde berichtet, daß in Frankfurt a. M. der bisherige kommissare Bürgermeister einstimmig zum Oberbürgermeister gewählt worden sei. Der Zeitbeband steht so aus: Die Einladungen zur Stadtverordnetenversammlung, in der die Oberbürgermeisterwahl vorgenommen wurde, gingen eine Stunde vor Beginn herauf. Ein Teil unserer sozialdemokratischen Stadtverordneten konnte dieser Sitzung überhaupt nicht beimohnen. Sieben Genossen waren anwesend und stimmten gegen die Wahl des Herrn Dr. Krebs zum Oberbürgermeister. Von diesem Votum unserer Genossen wurde keine Notiz genommen. Bemerkenswert ist noch, daß Minister Göring bei seinem letzten Besuch in Frankfurt a. M. Herr Krebs bereits als Oberbürgermeister beställigte. Die durch das Geheiß vorgeschriebene Wahl durch die Stadtverordneten wurde nachträglich vorgenommen.

In der vorliegenden Frankfurter Stadtverordnetenversammlung wurden unsere Genossen von den Nazis mit Doppel-

Der Naz'spleißbürger

Das deutsche Spießbürgertum mit seinem Hab gegen die Sozialdemokratie, mit seinem geringen politischen Instinkt trägt die eigentliche Schuld an der politischen Entwicklung der letzten Jahre in Deutschland. Dieses Spießbürgertum ist es auch, das den Hauptteil der nationalsozialistischen Gefolgschaft stellt. Das muß ein merkwürdiger „Sozialismus“ sein, der mit diesen — hin und wieder allerdings wild werdenden — Spießern gemacht werden soll.

Wie es mit der Dentweiche dieser Leute wirklich steht, das soll ein kleiner, absolut wahrer und nach vielen Seiten hin automatischer Vorgang zeigen, der sich vor einigen Tagen an einem sogenannten Weiser im Grünpark der Stadt Köln abspielte. Der Bericht stammt von einem als Jüdder Beteiligten.

Ein dicker Spieher steht seit Stunden und angelt. Er hat bereits drei fette Karpen in seinem Korb. Da kommen einige Arbeiter hinzu und bald ist ein Gespräch im Gange.

Ein Arbeiter: „Ja, ich z. B. schon seit zweieinhalb Jahren.“ Der Spieher: „Das ist sehr schlimm, aber glauben Sie mir, auch ich und viele Mittelständler können ein Liedchen von der Not des deutschen Menschen in den letzten dreizehn Jahren singen.“

Ein zweiter Arbeiter: „Sie sehen allerdings nicht so aus, als ob ihre Not sehr groß ist.“

Der Spieher lästert: „Was verstehen Sie davon. Ich muß z. B. jede Woche 150 Mark Steuern zahlen.“

Der erste Arbeiter: „Donnerwetter, das sind ja im Jahre 7000 Mark. Da müssen Sie aber ein Einkommen haben.“

Die Geisterflugzeuge

Man weiß noch immer nicht... Aber zur Stimmungsmache langt es

Wilhelm Goering hat Wilhelm II. übertrommen. Dieser ließ zu Anfang des Krieges die Kriegserklärung an Frankreich u. a. mit dem französischen Bombenabwurf über Nürnberg begründen. Aber er war damit nur ein Stümper gegenüber dem augenblicklichen Nazi-Reichsluftfahrtminister: Der läßt nur ein paar Flugblätter über Berlin und einige andere Städte abwerfen und trifft damit, vorläufig noch ohne Bomben, sowohl den inneren wie den äußeren „Feind“! Ein fixer Junge — allerdings nicht schlau genug, um die teuflisch-klug ausgeheckten Mäne ebenso skrupellos zu tarnen, wie sie entworfen und durchgeführt werden.

Das war schon so beim Reichstagsbrand. Der neue Nero Deutschlands brauchte diesen Brand des Parlaments — nicht um der „lyrischen“ oder per se Inzessionen willen, sondern zur sofortigen Zählung des Marxismus und zur hemmungslosen Entfaltung eines Wählerterrors mit dem Ziel der Wahlfälschung. Das war damals verbrecherisch raffiniert ausgedacht, mit minutiöser Organisationstechnik vorbereitet und mit einfach verblüffender und gehäufte Ueberrumpelung des deutschen Volkes durchgeführt worden. Und als es dann soweit war, ging die mephistophelische Rechnung dennoch nicht reiflos auf und aus gravierenden Fehlerquellen dieses großen Verbrecherplanes ergab sich ein Lapsus nach dem anderen. Der blutige Witz der Zeitgeschichte hat sie sämtlich in folgender Anekdote zusammengefaßt: Dem preussischen Polizei- und Reichsluftfahrtminister und gleichzeitigem Ministerpräsidenten und Statthalter von Preußen Goering wird gemeldet: „Der Reichstag brennt!“ Er zieht die Uhr heraus und stellt stehend fest: „Zehn Minuten zu früh!“ Auch die merkwürdigen Propellergeräusche der angeblich unbekanntesten Flugzeuge über Berlin und anderen deutschen Städten sind etwas allzu pünktlich und zu früh in ein- und derselben Melodie von der gesamten gleichgeschalteten deutschen Presse vernommen und kommentiert worden:

Das beweist eine Meldung der „Agence Havas“, die in der Nacht von Freitag auf Samstag aus Berlin folgende Nachricht verbreitete:

„Die durch die Conti-Agentur verbreitete Nachricht ist ein Communiqué. Dieses Communiqué wurde an alle Zeitungen verhandelt mit folgender Instruktion: Die Information soll nicht im Text veröffentlicht werden, aber mit Dokumentar verschiedenener Art versehen, in allen Zeitungen unverzüglich auf der ersten Seite erscheinen.“

Andererseits fügte die Havas-Agentur hinzu, daß um 23.30 Uhr auf Telefonanzug das Tempelhofener Flugfeld antwortete, von der Information der Conti-Agentur nichts zu wissen. Um 23.25 Uhr habe die Luftpolizei, die in derselben Angelegenheit angerufen worden sei, ebenfalls erklärt, von der Sache nichts zu wissen, obwohl die Conti-Agentur in ihrem Text angegeben hat, die Luftpolizei sei in Kenntnis gesetzt worden.

Aber man könnte obendrein einige peinliche Fragen an Herrn Goering richten, so zum Beispiel die folgenden:

1. Wie kommt es, daß das Flugzeug, das über Linz in Oesterreich nationalsozialistische Flugblätter abwarf, nach den inzwischen erfolgten Beschreibungen genau mit denen übereinstimmt, die Berlin überflogen haben?

riemen aus der Sitzung geprügelt, weil sie gegen einen nationalsozialistischen Antrag stimmten. Diese „Rebellen“ meldete keine Zeitung.

Der langjährige Gewerkschaftsfunktionär Hermann Gemmel in Frankfurt a. M. hat sich vergiftet, nachdem er von den brutalen Machthabern fristlos entlassen worden war.

Am Freitag und Samstag fanden große Aktionen gegen den Stahlhelm und seine Nebenorganisationen statt. Die Stadt bot das Bild eines Heerlagers. Die gesamte SS und SA leistete der Polizei Hellschreibende, oder besser gesagt, leitete die Aktionen der Polizei. Ramhafte Führer der Deutschnationalen wurden bei diesen Aktionen verhaftet. Unter der Bevölkerung herrscht große Aufregung.

Der Spieker: „Einkommen? Ich habe nur drei Häuser und ein ganz kleines Geschäft. Die Häuser werden nicht den geringsten Gewinn ab. Aber Steuern, besonders Hauszinssteuern, muß ich in unheimlicher Höhe entrichten.“

Der zweite Arbeiter: „Ich habe nicht einmal eine eigene Wohnung, bin auch bereits fast drei Jahre erwerbslos, habe Frau und Kind. Ich habe seit Ende des Krieges, nachdem ich fast zwei Jahre vor dem Kriege aktiv gedient hatte und nach vierjähriger Teilnahme am Weltkriege, bis vor drei Jahren regelmäßig verdient. Ich hatte mir eine Wohnungseinrichtung nach und nach zugelegt. Heute stehen meine Möbel auf dem Boden und ich besitze, wie gesagt, eine eigene Wohnung nicht mehr. Dafür aber bin ich von den SA-Leuten vor etwa drei Wochen nachts beschimpft als „Landesverräter“, mit der Pistole bedroht und geschlagen worden. Sehen Sie, lieber Herr, das ist mein Schicksal. Was sagen Sie nun?“

Der Spieker (wütend werdend): „Dann sind Sie wohl Sozialdemokrat? Ich war es auch dreißig Jahre. Jetzt bin ich überzeugter Nationalsozialist. Die SPD hat uns belogen und betrogen, dem Mittelstand Steuern aufgebaldet, besonders die Hauszinssteuer, die Moral im Lande untergraben, indem sie die Bonzen bereicherten. Auch ich bin belogen worden.“

Der erste Arbeiter: „Nun hören Sie aber auf. Sie haben sich ja recht lange besäßen lassen. Sehen Sie sich bloß vor, daß Sie jetzt nicht wieder von ihrer neuen Partei belogen werden. Wir wissen schon lange, daß die Nationalsozialisten aus Lug und Trug bestehen. Sie werden es ja auch wissen. Nur ihr Hab gegen uns läßt Sie auf die Nazis schwören. Uebbrigens, Sie haben uns ja soeben offenbar selber

2. Warum hat eigentlich nicht ein einziger deutscher Grenzposten gemeldet, daß an dieser oder jener Grenze fremde Flugzeuge die Grenze überquert hätten und angegeben, aus welchem Lande dieselben kamen? Hatte man vielleicht ein Dementi aus diesen Ländern zu erwarten? Sind also die Flugzeuge in Deutschland selbst gestartet?

3. Welcher Befehl lag eigentlich den Protestkundgebungen aus „allen Teilen des Reiches“ gegen die Fliegeraktion zugrunde, die mit solcher Promptheit und Uebereinstimmung eintrafen, daß sie die vorbereitete Absichtlichkeit gar nicht zu verbergen vermochten?

4. Welche Vorbereitungen vor Abwurf der Flugzettel sind den Telegrammen an Völkerbund, Abrüstungskonferenz und sonstigen Stellen in- und außerhalb Europas, die mit allzu offensichtlicher Stimmungsmache zugunsten der deutschen Luftausrüstung versandt wurden, vorausgegangen?

5. Welcher mangelhafte Antimarkist hat den konfusen Inhalt des angeblich marxistischen Manifestes eigentlich verfaßt? Da es sich nur um einen Pseudosozialisten handeln kann, muß man wohl auf einen Nationalsozialisten tippen?

6. Warum fehlt es eigentlich bis heute noch an jeder Präzision in der Angabe der Zeit, der Zeugnisse und sonstigen Belege für diesen mysteriösen Vorgang? Warum wußte weder das Flugfeld Tempelhof, noch die Luftpolizei Bescheid, und warum waren diese Stellen und Behörden nicht alarmiert worden?

Man könnte noch einige solcher indiscreten Fragen an Herrn Wilhelm Goering richten — aber sie würden ebenso wenig beantwortet werden, wie die vorausgegangenen. Warum auch? — Der Zweck ist so klar und die Absicht ist so durchsichtig, daß sich daraus die Fragen von selbst beantworten! Das außen- und wehrpolitische Ziel der Luftausrüstung Hitler-Deutschlands und das innenpolitische Ziel einer neuen, insbesondere antimarkistischen Terrorwelle belegen alles!

Daß aber die merkwürdigen Goeringschen Propellergeräusche dann allerdings den Effekt hatten, daß die ganze übrige Welt und auch Innerdeutschland sie viel hellhöriger und deutlicher vernahmen, als es sonst selbst bei den allergeringsten Maschinen möglich ist — das lag wieder nicht in der Absicht ihrer Ankerbier!

M. B.

Einerseits und außerdem

Ein merkwürdiger Aufklärungsversuch

Zu dem Abwurf von Flugblättern über der Reichshauptstadt läßt die Naziregierung „amtlich“ erklären, daß diese Flugblätter nicht von deutschen Flugzeugen abgeworfen sein könnten. Denn erkennend sei dieser Typ in Deutschland unbekannt, außerdem aber habe die Luftpolizei gemeldet, daß an keinem Ort in Deutschland weder ein Start noch eine Landung derartiger Maschinen erfolgt sei. Dieselbe „scharfsichtige“ Luftpolizei hat leider nicht bemerkt, ob die Flugzeuge die Grenze überflogen haben. Sie bemerke die Flieger merkwürdigerweise nur über einigen Großstädten...

Bei Beginn der letzten Sitzung des Provinziallandtages für Hessen-Nassau wurden unsere Abgeordneten von der SS verhaftet und in das Kasseler Braune Haus überführt.

Die Verhaftung unserer Abgeordneten war ein Rechenexempel der Nazis, denn durch das Fehlen unserer Stimmen bekamen wir keinen Vertreter im Staatsrat; die Nazis dagegen einen Sitz mehr.

Die Begeisterung für die nationale Erhebung und ihre Führer flaut ab. Es ist festzustellen, daß bei dem andauernd beschlossenen Hissen der Fahnen weniger diesem Befehl Folge leisten. Bei dem Besuch des Herrn Propagandaministers Gobbels in Frankfurt a. M. war diese Tatsache besonders bemerkenswert. Die Frankfurter besinnen sich nach und nach auf ihre gute Vergangenheit als freie und demokratische Staatsbürger.

angelen; denn Sie sind niemals Sozialdemokrat gewesen. Wer nämlich bei uns einige Jahre in der Sozialdemokratie war, bleibt es. Das werden Sie vielleicht früher erleben, wie Sie glauben. Wer aber dreißig Jahre in der Partei war, der muß ein selten großes Kindvieh sein, wenn er nicht wenigstens etwas gelernt hat. Von Ihnen habe ich die Ueberzeugung, daß Sie uns dumm angelogen, auch in der Steuerfrage, haben. Aber Sozialdemokrat waren Sie nie. Auf Wiedersehen im — vierten Reich.“

Der Spieker (hinter den abziehenden Arbeitern her schimpfend): „Ihr seid ja wie die Kommunisten, so fanatisch. Ihr wollt auch teilen. Aber Kommunismus darf es in Deutschland nicht geben. Deshalb bin ich Nationalsozialist.“

Bei aller Komik im Reihern der Szene ist doch aber der Schluss besonders beachtenswert. Nach vor dem Kommunismus ist in erster Linie die Ursache für die politische Haltung nicht nur dieses Einzelnen, sondern vieler Schichten des deutschen Bürgertums. Eigene Ueberzeugung haben diese Leute nie gehabt. Interessent, bis auf eines, auch nicht. Dieses eine Interesse aber war und bleibt Besitztum vor dessen Verlust leidet sie bei ihrer sogenannten politischen Haltung. Das dürfen wir bei der Beurteilung der weiteren politischen Entwicklungsmöglichkeiten im Reich nicht unbeachtet lassen.

Und noch etwas anderes: Die Kommunisten waren und bleiben der Bürgerfremde. Deshalb mußte der Reichstag angefeindet werden. Damit wurden die guten Bürger am 5. März für die Nazis gewonnen. Welche aber den Nazis, wenn einmal dokumentarisch nachgewiesen werden kann, wer den Reichstag angefeindet hat. Dann wird sich manches ereignen.

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Ereignisse und Geschichten

Wiegenlied

Deutschland — auf weichem Pflücker
mach' dir den Kopf nicht schwer!
Im irdischen Gemächle
schlafe, was willst du mehr?

Sah jede Freiheit dir rauben,
lege dich nicht zur Wehr,
du behältst ja den christlichen Glauben;
schlafe, was willst du mehr?

Und ob man dir alles verböte,
doch gräme dich nicht zu sehr,
du hast ja Schiller und Goethe;
schlafe, was willst du mehr?

Dein König beschützt die Kamelle
und macht sie pensionär,
dreihundert Taler die Seele;
schlafe, was willst du mehr?

Es sehten dreihundert Blätter
im Schatten, ein Spartenheer;
und täglich erklärst du das Wetter.
schlafe, was willst du mehr?

Kein Kind läuft ohne Pöbchen
am Rhein, dem freien, umher;
Mein Deutschland, mein Dornröschen,
schlafe, was willst du mehr?

Herwegh.

Kinder, wißt ihr darum?

Kürzlich wurde der Welt-Kindertag gefeiert. Aus diesem Anlaß richtete die Sozialistische Erziehungsinternationale diese Botschaft an die Arbeiterkinder:

Arbeiterkinder aller Länder, wir grüßen Euch am Welt-Kindertage in Freundschaft und Solidarität! Arbeiterkinder gehören zusammen und halten zusammen. Wir sprechen verschiedene Sprachen, wohnen in verschiedenen Ländern, all das trennt uns — aber wir sind Kinder der Arbeiterklasse, unsere Eltern kämpfen und arbeiten in Sorgen und Not für eine neue und bessere Welt, das verbindet uns über alle Grenzen hinaus.

Vieles hat die kämpfende Arbeiterklasse schon für die Arbeiterkinder erreicht. Doch wir sind an diesem Kindertage überall dort, wo es Sozialisten gibt, zusammenstehen zu frohlichem Singen und Spiel, daß wir mit unseren roten Wimpeln durch die Straßen ziehen können — all das danken wir den Kämpfern der Arbeiterklasse, die für uns gearbeitet, gekämpft und gelitten haben.

Wir Arbeiterkinder wissen, daß die Arbeiterklasse schwer bedrückt und bedrängt wird.

Wir wissen, daß in manchen Ländern die Arbeiterklasse und die Arbeiterkinder sich nicht zu unserer schönen Sache, zum Sozialismus bekennen dürfen.

Wir senden diesen Arbeiterkindern unseren herzlichsten Gruß der Solidarität. Wir rufen ihnen zu:

Auch für euch und eure Eltern wird die Sonne der Freiheit und des Sozialismus scheinen! Wir werden um so treuer zu unserer sozialistischen Sache stehen. Wir werden in unserer Freilichtbewegung den Mut und die Kraft steigern. Je mehr ihr unter roher Gewalt zu leiden habt, desto mehr werden wir uns bemühen, alle diese Gewalt abzuwehren und endlich so stark zu werden, daß der Wille zum Frieden und zur Solidarität, der Wille zur Freundschaft und Liebe die größte Macht der Welt werde.

Konkurs über Bühnenvolksbund

... und selbstverständlich ein Strafverlehen

Wie die Pressestelle des Reichsverbandes „Deutsche Bühne“ mittels, ist auf Antrag verschiedener Gläubiger gegen die Reichsgeschäftsstelle des Bühnenvolksbundes das Konkursverfahren eröffnet und gleichzeitig vom zuständigen Gericht eine Brief- und Telegrammsperre verhängt worden. In diesem Zusammenhang wird daran erinnert, daß Staatskommissar Dintel in Anbetracht der verschiedenen Mißstände bei dem VVB, den ihm feinerzeit übertragenen Posten niederlegte. Wegen die bisherigen Reichsgeschäftsführer ist inzwischen Straf-antrag gestellt worden.

Postrecherchen nach jüdischen Großmüttern

350 000 Beamte der Deutschen Reichspost werden jetzt auf ihre Rassezugehörigkeit geprüft. Es sind bei den Oberdirektionen Ausschüsse gebildet worden, denen mindestens drei Mitglieder der Nationalsozialistischen Partei angehören. Die Postverwaltung versichert, daß die Prüfungsarbeiten bereits in vollem Gange sind und eine schwierige Aufgabe bedeuten, da ein Personal von mehreren hunderttausend Menschen in längstens vier Monaten geprüft werden muß.

Und dennoch, o Deutschland,
Rein Elend verschlingt,
Rein Frevel ein Lichtvolk,
Das frei sich bewinget.

Karl Dendell.

Drüben in Italien...

Flüchtige Aufzeichnung aus Neapel - Von O. F. Heinrich

Um die Mittagszeit schlendert man gern durch die alten Gassen Neapels, die um die Piazza Dante herum liegen und von der Via Roma abwärts nach dem Hafenviertel führen. Händler schreien den üblichen Salm; icho: Drangen, Zitronen, Gemüse, Fische, Brot, Fleisch. Es ist eng und schmutzig, weil vieles zur Erde fällt und nur wenig aufgehoben wird.

Die Sonne Süditaliens — Sie sah Jahrtausende hindurch über Gerechte und Ungerechte, wanderte über das Forum Romanum wie über den Palazzo Chigi, sie strahlte über dem freien Italien wie über dem prohebenden Rutenbündel. Das aber prangt in symbolischer Vereinigung mit dem Bell in Miniaturausgabe auf der Brust so manchen Italieners, der die Freiheit verkaufte, ehe er sie besaß.

Am besten ist man zu Mittag in den kleinen Kneipen, die unscheinbar für Fremde und wenig verlockend, irgendwo in die Häuserwände eingenset, warten. Was gibt's? Fischsuppe, Salat von Blumenkohl, geröstetes Huhn, Gorgonzola und zum Schluß eine salzige Catania-Orange. Ich esse mit zwei Neapolitanern zusammen an einem der kleinen, weißgedeckten Tische. Es schmeckt ihnen scheinbar ebenlogut wie mir. Vielleicht war diese über das Wein- als hinüber freudig festgestellte Genugtuung der Beginn unseres Gesprächs. Jedenfalls brachte — o Freude — der eine von ihnen ein paar deutsche Vokabeln angehängelt. Er sprach sie mit großer Mühe und strahlte, daß ich sie verstand, denn er hatte den Brenner nordwärts noch nicht überschritten, sondern die schwere Sprachbruchstückweise aus Bäckern gekemmt. Nun klapperte sie in einem nur weisere Leute gewohnten Munde wie ein schlecht geöltes und darob stotzendes Räderwerk.

Nichts hätte das heitere Wortgeplänkel, die Freude am gegenfeitigen Verstehen geküßt, wenn nicht zwei Faschisten vom Nebentische aus gedunst hätten: aha, ein Ausländer, zwei sogar (denn die blonde Dame neben mir stimmte schließlich aus Palermo). An die Reugierde der uniformierten Begleiter Italiens ist man gewöhnt; also: ich weiter und sah sie glogten.

Doch dabei darf es nicht bleiben. Sie stehen auf, treten heran, und nun erheben sich auch die beiden Neapolitaner, Worte hin, Worte her. Ausweife werden hervorgekramt, Brietischen durchflucht, Fragen gestellt, Antworten gegeben. Die Gäste schelen. Der Kellner vergißt zu bedienen. Donna Maria kommt aus dem qualmenden Küchewinkel. Wird sie reden? Sie redet nicht. Alles ist still. Nur die zwei Herren vom Falco verdrehen ihre kleinen, ach so kleinen Sandklente.

Was mag denn los sein? Vaden die fröhlichen Gegenüber was ausgefressen? Werden sie gesucht? Ich frage vorsichtig. Verstehten wird mir ein Zeichen gemacht: ich möge

wich gedulden bis nachher. Eine ziemlich ängstliche Geste war es.

Endlich ist das Verhör beendet. Die Faschisten verlassen die zerstörte Gemütslichkeit des kleinen Raumes und verschwinden im Freien; das Gerwühl der Straße verschlingt ihre wehenden Mäntel. Als ob jemand auf einen verborgenen Knopf gedrückt hätte, sehen die Gespräche wieder ein.

Ich bin natürlich neugierig und begleite die beiden später ein großes Stück die Via Roma abwärts. Jetzt entdecke ich bei dem einen das faschistische Abzeichen. — Noch merkwürdiger...

„Nun sagen Sie mir, was sollte das alles?“
Sie sehen sich um: nein, es hört niemand zu.
„Weil wir haben zusammen gelessen mit Ausländern.“
Der andere nickt, die Rundwinkel spöttisch verzogen: „Ja, das ist alles! — Die Freiheit Italiens!“

Und auf meinen Einwurf, daß er doch — dem Abzeichen nach — Mitglied der faschistischen Partei sei, ein müdes Abwinken mit der losen Hand: „Ich bin Kaufmann. Wenn ich das nicht mitmache, kann ich in einem Jahr meinen Laden schließen. Vielen ist es so gegangen, die sich zuerst weigeren. Nach zwei Jahren öffnet man die Läden... dann ist es zu spät. Gewalttätiger Vorkott tötet.“

Was ich schon lange geahnt, hier wurde es mir bestätigt: nicht alle sind Anhänger des Duce, die mit seinem Zeichen aufwarten. Es werden sogar Däler unter ihnen sein.

Verärgert über die Blamage seines Vaterlandes vor einem Ausländer fuhr er fort:

„Aber glauben Sie nicht, daß ich mit Erfolg geegnet bin, weil ich zur faschistischen Partei gehöre. Das ganze Jahr über muß ich Spenden“ für ein Denkmal für ein Kraftwerk, ein andermal für die Luftflotte, und wenn ich am Ende Bilanz ziehe, dann bleibt mir nichts mehr übrig, nichts!“

Wir unterhalten uns noch eine Weile. An der Galerie Umberto trennen wir uns. Auf dem weiten Wege zur Piazza Amadeo stellte ich Vergleiche an. Kein Wunder, daß ich nordwärts geriet:

Dort leben Menschen, die sich die gleichen Fesseln schmelzen und obendrein erkeut zusehen, wie das Eisen schon glüht, wie es zäh gebogen wird, zur Klammer geformt...

Einmal erkaltet, öffnet es nie mehr den erdrückenden Ring, in dem alles, was sich Mensch nennen darf, verkümmert und verdirbt.

„Lasclate ogni speranza“ schrieb Dante über das Tor zur Hölle. „Nicht alle Hoffnung fahren“ müßten auch wir als furchtbaren Spruch wählen, wenn wir halt die Freiheit zu verteidigen, einem Phantom auch nur einen Zoll breit Platz ließen!

Old Shatterhand

kommt im Dritten Reich wieder zu hohem Ehen...

Herr v. Hindenburg hat einmal erklärt, er habe seit seiner Kadettenzeit kein Buch gelesen. Für ihn mußten keine Bücher verbrannt werden; er war gegen Kunst und Kultur gefeilt. Was aber liest das größere Uebel, außer seinem eigenen Nachwerk, dem „Herzstück“ jeder deutschen Bibliothek? Daß Herr Hitler keines der Bücher gelesen hat, für die sein Kompagnon Goebbels den Scheiterhaufen errichtete, versteht sich von selbst, trotzdem hat der Führer sozusagen geistige Interessen. Man entnimmt das einer Schilderung des Kanzlerhauses auf dem Oberfalzberg, die am 28. April in der Münchener „Sonntag-Morgenpost“ erschienen ist. In dieser Schilderung heißt es:

„Im übrigen ist das Schlafgemach des Führers von spartanischer Einfachheit. Ein Messingbett, Schrank, Waschgerät und einige Stühle, das ist die ganze Einrichtung. Auf einem Bücherbrett stehen politische oder staatswissenschaftliche Werke, einige Broschüren und Bücher über die Pflege und Zucht des Schäfershundes und dann, dann kommt eine ganze Reihe von Bänden von Karl May, der Winnetou, Old Surehand, Old Shatterhand, alles liebe, alte Bekannte.“

Nichts anderes hat man erwartet: Pflege und Zucht des Schäfershundes und die Bücher des Mannes, der die Rottparageromane des Plegelalters, die von Blut und Edelmüt trielenden Wildwestgeschichten schrieb: der alte Karl May. Nichts leuchtet tiefer in das Wesen des „Führers“ hinein als dieses Verzeichnis seiner Bibliothek.

Old Shatterhand ist das mystische Ideal, an dem der in der Pubertät heften Wohllebene sich orientiert, Karl May und niemand anderes hat den Rothos zusammengestoppelt, an dem sich die großwahnstunigen Gymnasialisten der deutschen Erneuerung beraufen, die zum Kohen edlen, verlorenen und niederträchtigen Charakteren eines Hintertreppenromantikers sind die echten Helden des Dritten Reichs.

Unzählige junge Menschen in Deutschland haben den Karl May überwunden; Hitler ist ihm tren geblieben und hat den Blutstich seines Meisters in Deutschland verwirklicht.

Von Goethe zu Hitler

Der im Bereiche des Bezirksamtes Wedding liegende „Goethe-Parl“ soll in „Adolf-Hitler-Parl“ umbenannt werden.

Filmpublikum - nicht national

Abkehr vom Kitsch, von der Unkultur des deutschen Filmes, Rückkehr zum heldischen, zum kulturellen vollen Film: das ist seit etwas längerer Zeit das Hauptmotto deutscher Filmproduktion geworden, nach ihrer Gleich- und Umschaltung. Heldische Filme, alle vor allem historische Filme wurden zur großen Zugnummer gekempelt, zeitgenössische Dramen in allen möglichen braunen Farbschattierungen propagiert, von Lustbarkeitsabgaben befreit und als edelste der echten deutschen Filme, wie sie sein sollen, gepriesen. Doch das Publikum, zumindest in Breslau, ist un-dankbar: Es weiß diese Filme und dadurch den besonderen Geist nur wenig zu schätzen, wie aus einer interessanten Erhebung im Breslauer „Welt-Theater“ hervorgeht, und zu deren Ergebnis die gleichgeschaltete Berliner „Nachtbild-Bühne“ schreibt: „Das hervorsteckendste Merkmal der Umfrage ist das Ergebnis, daß sich der Publikumsgeschmack im großen und ganzen kaum verändert hat. Insbesondere ist der vielleicht erwartete Zug zu den ‚Zeitproblemen‘ und den ‚historischen Filmen‘ nicht eingetreten.“ Die ersteren erhielten nämlich nur 5, die letzteren nur 9,8 Prozent aller abgegebenen Stimmen!

Was man sich zuflüstert

Was kann Hitler?

Dieser Tage konnte man in Chemnitz an vielen Häuserwänden folgende Aufschrift lesen:

Was kann Hitler?
Feste feiern,
die Frauen hochheuern
und die Waren verteuern.

Sofort wurde die SA alarmiert, die die Wahrheit unter dem Gelächter der Straßenpassanten von den Häusern wieder abtraktete.

Pg. oder Pj.

Das ist die große Frage, die lebhaft erörtert wird. Pg., das ist der Parteigenosse, Pj., das ist der Parteijäger. Selbst nach den offiziellen Reden und Erlassen des Göring und Goebbels ist wohl kein Zweifel, daß die Zahl der Pj. in einer für die Nazis erschreckenden Weise zunimmt.

S. A. S.S. H. F.

(Hinter Jugend)

Sießt Adolf
So'en Saustall
Pafte Fezt.

DAS BUNTE BLATT

TÄGLICHE UNTERHALTUNGS-BEILAGE

Mit rotlackierten Lippen

Das Elend vor der Wohnungstür

„Wie bieten Ihnen erstklassige Jazzmusik! Vier Mann stark. Zu jeder Tages- und Nachtzeit! Eine Mark die halbe Stunde. Kein Interesse? Dann vielleicht Songs, das Allerneueste! Solo, Duo, Trio mit Jazzbegleitung! Ganz nach Wunsch. Wie, die Zeit ist nicht danach? — Sie haben recht. — Aber dann vielleicht klassische Musik? Mozart, Gluck, Beethoven? Sie lächeln? Sie zweifeln? Mein Herr, wir geben Ihnen eine Probe, fünf Minuten, nicht einen Groschen brauchen Sie dafür zu bezahlen!“

Der Mann sprudelt das hervor, als stünde hinter ihm einer mit einem besseren Angebot. Und dann will er mit Kopf und Ehre dafür bürgen, daß nicht ein Stückchen aus der Wohnung fehlen werde, wenn sie abgezogen sind. Und jeder wird sich die Schube gründlich am Akustiker reinigen, so daß von ihnen nichts als ein guter Eindruck zurückbleiben werde. Ob er seine Kollegen gleich heranziehen oder eine Bestellung für später entgegennehmen dürfe? Nicht? Schade. Sie hätten gern ihr bestes hergegeben.

Run klingelt es an der Nachbarstür. Und später an der andern. Indes warten seine drei Kollegen auf der Straße. Junge Burschen, gleich ihrem Vorführer Kinder der Not. Wie sie so zu den Fenstern hinaufschauen, denkt man unwillkürlich an in die Nacht hinausgesperrte Kinder. Der eine trägt eine Ziehharmonika, der andere ein Saxophon, der dritte eine Violine. Mozart? Beethoven? Warum nicht! In einer Zeit, in der alles Kopf steht, Ungeistlich brecht macht und das Barbarenium triumphiert, kommt es nicht so sehr darauf an, ob Beethoven so oder so gespielt wird. Und am Tisch der Armut schon gar nicht.

Wettelmusik ins Haus, prompt und billig. Die Idee ist gut. Man kann sich vorstellen, daß ein Selbstmörder, der noch eine Mark übrig hat, das Quartett zu sich ladet, bevor er den Gashahn ausdreht. Auf diese Weise könnte er der Welt, nach deren Ordnung er einsam und in Düsternheit zu kriechen hätte, noch ein Schnippen schlagen.

Vor der Tür steht eine junge Frau. Sie verneigt sich leicht und lächelt freundlich. Dabei versucht sie ihre weißen Zähne zur Geltung zu bringen. Die Lippen sind mit rotem Lack überzogen, so stark, daß man an eine Emailglatur denkt und meint, es müsse unbedingt so hören sein, wenn die Lippen aufeinander schlagen. Unter den Augen, die wahrscheinlich nur deshalb so glänzen, weil sie sie, bevor sie an die Tür klopfte, einige Zeit fest geschlossen hielt, liegen dunkle Schatten. Mit Schattens bedeckt sind die Wangen. Bekleidet ist sie schick, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß das, was sie an hat, beträchtliches Alter hat. Ihre Haltung ist gut, drückt etwas Stolz und Sicherheit aus. Aber alles in allem: ein schmaleres Elend.

Die Frau Gemahl ist nicht zu Hause? Das macht nichts, durchaus nichts. Sie kann auch mit einem Mann verhandeln.

Keine große Sache, es handelt sich nur um — ja, um Spitzen, die sie billig unter der Hand verschaffen kann. Sollte dafür keine Verwendung bestehen, was bei den heutigen Zeiten ja kein Wunder wäre, so kann sie leicht nützlichere Dinge, zum Beispiel — ja, Türvorleger, Hemden und dergleichen verschaffen. Sie hat nämlich mit einem Kaufhaus, das in Konkurs gegangen ist, sehr gute Verbindung. Uebrigens könnte sie sich vielleicht selbst nützlich machen? Man kann ja nie wissen! Sie taugt zu allem und scheut keine Anstrengung. Teppichkloppen zum Beispiel?

„Sie haben keinen Teppich? Das braucht Sie nicht zu kränken. Aber was ich sagen will, ja, sehen Sie, ich komme, wann Sie wollen! Sie brauchen mir nur die Stunde zu sagen, die Ihnen recht ist, und ich bin da! Auch in der Nacht! Herr, Sie brauchen mir nur etwas zu essen zu geben und ein paar Groschen!“

War das nicht ein Schrei? Aber viel zu leise, als daß ihn die gehört hätten, denen er Tag und Nacht, zehnfach, hundertfach verkörpert, in den Ohren dröhnen müßte.

Die erste Geschichte habe ich selbst erlebt, die zweite hat mir ein pensionierter Bahnbeamter erzählt. Sie ist so wahr wie meine.

J. pav.

Die Sterne

Beim Abschied hab ich nicht dran gedacht und wir hätten auch beide darüber gelacht. Wir beschloßen zu telefonieren.

Netzt ist es mir unverkennbar geschehen: ich habe den Abendstern gesehen und nun bitt ich dich: wirst du es spüren? wenn du den Stern am Himmel siehst, begegnen sich unsre Grüße. Wenn du für mich wie der Abendstern glühh, dann les ichs vom Himmel, du Süße. Und wenn ich dir nie das Gefühlnis gemacht: ich such dich, Geliebte, im Stern überm Dach.

Die Sterne sind kalt, die Sterne sind weit, sie sind gemacht für die Ewigkeit und nicht für zwei Herzen, die weinen. Doch sie strahlen still und sie donnern nicht und ich lese täglich den Wetterbericht: ob sie bei dir auch schreien?

Denn wenn du den Stern am Himmel siehst, begegnen sich unsre Grüße! Wenn du für mich wie der Abendstern glühh, dann les ichs vom Himmel, du Süße. Und kein Postbeamter rechnets mir nach: ich rede mit dir im Stern überm Dach.

Helmut Harnisch

Pharao gab den Befehl...

Judenverfolgung um 1250 vor Christi Geburt

Als Pharao von seinem Siegeszug, der ihn über den Euphrat und Tigris bis an das Seldeland geführt hatte, über die rote Erde Syriens nach Ägypten zurückkehrte, empfing er vom Oberpriester die Botenschaft, daß das Wasser des Nils sinkt und Hungersnot vor der Tür stehe. Pharao gab kund: „Da werde ich ausröden alle unnützen Mäuler, die den Landeskindern das Brot fortnehmen. Ich will die Hebräer vernichten!“

„Willst du sie des Landes verweisen, vertreiben lassen, Herr Pharao, weisester der Herrscher, Mann und Weib, Greis und Kind?“ fragte der Oberpriester, die Einzelheiten der im Interesse von Volk und Staat zu erlassenden Notverordnung zu erfahren.

„Ich bin kein Barbar,“ entgegnete Pharao flüster. „Aber wenigstens sie aus ihren Plätzen und Erwerbseigenschaften entfernen, aus ihren Ämtern, Würden und Prämien? Hast du beschloßen, den hebräischen Gelehrten, Ärzten, Rechtskundigen, Arbeitern und Gehilfen zu verbieten, sich je wieder in ihren Kanzleien und Buden und Arbeitsstätten bilden zu lassen? So gewinnen wir.“ sagte der Oberpriester, „Lebensraum auch für den ungelehrtesten Ägypter.“

„Auch dies kann ich nicht tun,“ erklärte Pharao sinnend. „Die Hebräer leben seit Jahrhunderten im Lande. Es wäre Ägyptens unwürdig, erworbene Rechte für nichts zu achten, sich eines Besitztandes, der im Vertrauen auf die Rechts-

ordnung durch Fleiß und Kenntnisse erworben wurde, mit Gewalt zu bemächtigen. Beginne ich mit dem Raub gegen die Hebräer, so ist der Umwälzungen kein Ende. Was du räst ist kurzfristig und gegen das Herkommen.“

„Also willst du sie hinausjagen? Das Volk gegen sie ergrimmen: sie bedrohen, quälen, demütigen lassen? Willst du, daß der Ägypter den Hebräer auf Straßen und Plätzen angrins und beschude? Daß der Hebräer, ohne getrieben worden zu sein, von selbst sich das Leben nehme oder in die Wüste flüchte?“

„Das will ich noch weniger!“ fuhr der Herrscher auf. „Pharao ist unbarmherzig, wenn er muk, niemals gebässig! Ich will die Hebräer nicht dem Pöbel überantworten, sondern dem Henker!“

„Also du willst die Hebräer schlachten lassen,“ resümierte der Oberpriester den Willen seines Herrn.

„Nein!“ ordnete Pharao an: „Ich will die Hebammen rufen, und alle Knäbchen, die von einem hebräischen Weib geboren werden, alle Neugeborenen, umbringen lassen.“

Pharao gab den Befehl, die neugeborenen männlichen Kinder Israels umzubringen. Dem ägyptischen König um das Jahr 1250 vor unserer Zeitrechnung kam es menschlicher vor, Säuglinge zu erwürgen als Familienväter, Greise und Mädchen durch seine Knechte hdrängen zu lassen, sie ihrer Lebensmöglichkeit zu berauben, sie dem Hungertod und der Verzweiflung preiszugeben.

Der letzte Kino-Erklärer

In einer kleinen Moabit-er Nebenstraße habe ich ihn aufgetrieben, den letzten aus der austerbenden Gilde der Kino-Erklärer. Früher war er die wichtigste Persönlichkeit der Filmereisende, Kinos mit den lustigsten Erklärern hatten den härtesten Zuspruch. Auch hier ist die Wade jeden Abend gerammelt voll. Das fabelhafte Mundwerk des ipahigen Erklärers sorgt ständig für starken Zulauf. Selbst den traurigsten Film, in dem zum Schluß die Leichen gebündelt herumliegen, begiebt er mit seinem manchmal auf hochdeutsch, manchmal auf berlinerisch vorgebrachten Humor. Er klebt an der Längswand des schmalen Saales in einem erhöhten Stuhl, wie ein Tennisrichter etwa, und von diesem Schwalbennest aus gehts nun los.

Neulich erst habe ich ihn besucht, natürlich war die Zigarettenkiste wieder knackvoll. Man spielte einen Schwachsigen von Film. Die reichlich blöde Handlung ließ ein junges Mädchen ahnungslos in die Ecke treten mit einem Mann, der durch eine Verwundung seine Männlichkeit verloren hatte. Quers löten der Erklärer zum Reimen aufgelegt, dann als im Film ein Besuch gezeigt wird, drückte sich das bei ihm so aus:

„Der Onkel kommt, die Tante Wase, kurz die ganze Verwandtschaft.“

Die Reimerei ließ dann nach, doch die poetische Stimmung hielt an. Auf der Leinwand wurde jetzt eine unsagbar rührliche Liebeszene gezeigt, und aus dem Schwalbennest kamen dazu die „erklärenden“ Worte:

„Da wollte es heiß in ihr auf, sie war schwebende Selbstkel vom Scheitel bis zum Händel!“

Lachen und Röcheln im Saal.

„Und da wiegte sie nun dahin in seinem starken Arm. Ihr wurde schwül, wenn sie an ihn mit allem Komfort der Neuzeit ausgehülltes Heim dachte, wo sie ein reicher und gütiger — aber doch nur ein halber Mann erwartete. Sie sah hinüber in die lauschige Ecke des Tanzsaals, wo Dolly mit ihrem Viehchen schäkerte. Eben hatte er sie geküßt — direkt vor der Zifferblatt!“

Das Publikum lachte wieder schallend los. Doch weiter: „Und er näherte ihr heiße Worte ins Ohr: leidenschaftlich, bedröndt lang seine Stimme — so der richtige Steinkohlenentor!“

Dahaha im ganzen Saal! Und die schwierigste Stelle im ganzen Film, als nun die Frau erzählt, daß sie mit ihrem Mann nie ein Kind haben wird, wird die beste.

„Sieh mein liebes Weib, du denkst vielleicht — nein — nein — es ist zu schwer! Verstört sank er im Sessel nieder. Sie dachte zuerst — Rannu — was ist denn mit ihm? Er hat woll een Strich in die Kiepe? Aber dann durchfuhr es sie wie ein Blitz.“

Und den ganzen Rentopp aus. So was von Lachen hört man selten. Das rührliche Ende des Films vermag danach niemand mehr zu erschüttern.

„Reinlich hat die Dlle aber een uchten Karton sehabt!“ sagt beim Verlassen des Kinos ein wachsender „Moabit-er“ zu

seinem Mädchen. Dieser Satz wird aus dem gleichen Reforvoir geipelt, aus dem auch der letzte Kino-Erklärer seine Wirkung herausholt: aus dem nicht umzusetzenden Berliner Humor.

Grabinschriften

Staub
Als der große Rechtsgelehrte Staub, Verfasser sehr vieler Kommentare zu sehr vielen Gesetzen, gestorben war, erörtern seine Freunde die Frage, welche Grabinschrift ihm passenderweise zu setzen sei. Ein alter Justizrat, der mit philosophischem Witz gesegnet war, fand die mit herzlichem Beifall aufgenommene Lösung:

„Hier liegt Staub, Kommentar überflüssig.“

Pastor Welcher
Hier liegt begraben der Welcher, Pastor gewesen ist welcher. Er hat gelebt in Ehren und Lust Und ist gestorben an der Wasserlust. Nun sage mir, lieber Leser, frei: Ist das nicht schade? Et, et!

Der Advokat
Hier ruht der Advokat Herr Striegel. Gönnt ihr dem teuren Ueberrest Des lieben Mannes noch ein Fest, So rauft euch über seinem Hügel.

Die Gattin
Hier ruht mein Weib: wie wohl ist ihr! Sie ruhet sanft: wie wohl ist mir!

Künstler-Grabchrift
Hier ruht jemand, dem das Leben beim beschwerdenreichen Wandern

Alles schuldig stets geblieben wie er andern.
Grabinschrift eines Bielschreibers
Er rief, als schon der Tod ihn packt: ein Weibchen laß mich noch bleiben; ich mache nur mit dem Verleger Kontrakt, ein Buch übers Jenseits zu schreiben.

Einem Beamten
Wie gerne ließ er sich vertreten, der nun in kühler Erde ruht; vielleicht, indes wir für ihn beten, liegt drunten nur sein Substitut.

Kirchhofsgeläch
Von Heimlichkeiten ganz geschwiegen! Denkt, daß gleich unten Weiber stegen.

Grabinschrift
Dies, Wanderer, eines Ehemannes Schmerzen! Schön war mein Weib und jung! O blide her! Jetzt liegt ein Stein auf ihrem Herzen — auf meinem keiner mehr.

Ganz kleine Geschichten

Herr Franz Müller in Berlin W. hat ein Konfitüren-geschäft und schwarzes Haar.

Das Konfitürengeschäft ist unbedenklich, aber das schwarze Haar ist bedenklich.

Was nützt die beste Ueberzeugung, wenn der raffische Schein gegen einen spricht?

Und so konnte man denn eines Tages an Müllers Ladentür einen Informationszettel diesen Inhalts lesen:

„Nicht jeder ist Jude, der schwarzes Haar hat! Dies Unternehmen ist rein christlich!“

Rechtsanwalt W. in Berlin, ein sehr bekannter Anwalt, ist zwar der Top eines schneidigen Korpsstudenten, aber der semitische Saug im Blut ist nicht wegzudisputieren.

W. steht politisch rechts und war seit lecher ein Revolverter unter den reaktionär orientierten Anwälten.

Bis ihn die „Sturmzüge“ des März 1883 stark aus den Gleisen warfen.

„Wie gehts Ihnen, Herr Dr.?“ wurde er eines Tages von einem Bekannten gefragt.

„Körperlich ausgezeichnet —“ erwiderte W. „Ich habe gar nicht gewußt, aus was für einer gesunden Familie ich komme, Herr Kollege! Selbst meine schon lange tote Großmutter ist wieder lebendig geworden —!“

Eine christliche Buchhandlung in Deutschland, die zahlreiche sädliche Kunden hat, war durch die Entwicklung der Dinge in ein arges Dilemma geraten.

Da kam der Reklamechef auf einen salomonischen Ausweg. Der Ausweg lautete folgendermaßen:

„Christliches Geschäft! — Man spricht hebräisch!“

Mu.

Die Trommel gewirbelt! Jonsaren ins Feld! Geschmettert den Sturm in die schläfrige Welt! Gewitter in eure Lieder!

Sonst donnert die Zukunft euch nieder!

Karl Hendell.

Die letzten zwölf Tage

Ein Dresdener Genosse schildert in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ die Erlebnisse der letzten Tage bis zu seiner notgedrungenen Flucht in die Tschechoslowakei. Seine in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit ergreifenden Schilderungen haben als Zeitbild dokumentarischen Wert

Es war am Nachmittag des 8. März. Ich ging auf dem Wege zu einer Besprechung mit Genossen durch die Bürgerwiese in Dresden. Dort trafen wir auf eine Menschenansammlung. Die Wiese, in der die Dresdener Vertretung der russischen Petroleumhandelsgesellschaft Derop ihre Büros hat, war von SA umstellt. In den Bürodürmen war eine Hausdurchsuchung. In welchem diabolisch arrangierten Zusammenhang diese Hausdurchsuchung bei der Derop mit der Regie des Reichstagsbrandes standen, wußten wir damals noch nicht — in Deutsch- und in Tschechien wissen es auch heute noch nicht viele Menschen, aber man stößt sich doch schon auch dort die Namen der wahren Brandstifter zu.

Die Neugierigen genossen aber noch ein anderes Schauspiel: Soeben hatte die SA das Dresdener Heim des Arbeiter-Turn- und Sportbundes an der Bürgerwiese besetzt. Ein SA-Sturm, in Uniform und Mantel, ausgerüstet mit Tornüstern und Pionierspaten, stand auf der Straße in zwei Gliedern, Rücken gegen Rücken, aufmarschiert. Viele hunderte Menschen, Anhänger der NSDAP, waren versammelt und begleiteten das Tun der SA-Verte in dem Heim mit Beifall und Bravorufen. Was vor sich ging, konnte man über die Menschenmauer hinweg nicht genau sehen — wir konnten auch, frierend vor Schreck, nicht genau hinsehen. Man hört knallende Spatenschläge. Jemand rief: „Was wird das für ein Spiel des Torweges zerbrot, wahrlich nicht das Arbeiterturneremblem von der Hausfront. Auch rote Fahnen werden zerbrochen und zerrissen. Bei dem Portal stehen Leute, von SA umringt, vielleicht der Heimwart und seine Familie. Zuschauer rufen bekräftigt: „Jetzt müssen sie ihre Abzeichen abmachen!“ SA-Verte kletterten auf die Tornüstern und schlugen mit Spaten und mit den Stumpsfen zerbrochener roter Fahnen die Scheiben der Torlaternen mit dem aufgemalten Arbeiterturnerzeichen ein. Einer haucht mit dem Spaten auch das eiserne Laternengehäkel zusammen.

Die Zuschauer jubeln. Ringsum ist Stimmung wie bei einem Fest. Nur einer wagt eine entrüstete Bemerkung gegen diese Zerstückungswut. Er wird aber sofort umringt und bedroht, so daß er nichts anderes tun kann als schweigen und weitergehen. Es sind fast nur Dolantrier als Zuschauer verblüfft. Die wenigen anderen stehen erschrocken und erbittert. Es ist furchtbar, summt und wehrlos mit ansehen zu müssen, wie Arbeiterelgentum brutal und mit fanatischer Wollust zerschlagen wird. Am Sonntag vor der Reichstagswahl haben die roten Fahnen noch bei der Kundgebung im Stadion geweht!

Ein Arbeiter schiebt sein Fahrrad fort und sagt halbtraurig für sich: „Das rächt sich! Das rächt sich!“ Auf dem Turnerheim weht die Dakenkreuzfahne. Autos und Straßenbahnen fahren vorüber; die Zuschauer reden erstaunt die Hälse. SA-Posten regeln den Verkehr; die Zerstückungen gehen ungehindert weiter. Polizei ist nirgendwo zu sehen.

Wir gehen, Stumm, frierend vor Erregung, wie gelähmt, glitzernd. SA-Verte kommen einzeln die Straße entlang, in voller Ausrüstung, herausfordernd, kraftprohig. Alles geht sonst alltaglich seinen Gang. Spaziergänger schlendern durch den Großen Garten. Man sieht das alles wie etwas nicht Wirkliches.

Goethe auf dem Scheiterhaufen

Abends erfahren wir, daß auf die gleiche Weise auch das Volkshaus der Dresdener Arbeiterkassette, die Büros der Gewerkschaften und der SPD, und die „Dresdener Volkszeitung“ von der SA besetzt worden sind. Ein Genosse hatte mitangesehen, wie die Volksbuchhandlung ausgeräumt und die Bücher zu einem großen Scheiterhaufen geschichtet und verbrannt wurden. Marx und Goethe, Jola und Schiller, Heine, Pestalozzi, Dantse — alles, für etwa 70 000 Mark Bücher. Polizei schützte mit schußbereiten Karabinern die Zerstörung. Die Feuerwehr durfte erst löschen, nachdem alles verbrannt war, obwohl brennende Buchseiten bis in die Nachbarstraßen flogen. Am anderen Tage meldete der Dienstbericht der Feuerwehrdirektion, daß die Feuerwehr nach dem Bettinerplatz gerufen worden sei „zur Ablösung eines brennenden Papierhaufens“.

Solche Scheiterhaufen, geschichtet aus Büchern, brannten überall in Deutschland — in jenem selben Deutschland, in dem alljährlich ein „Tag des Buches“ proklamiert wird und das eben erst ein „Goethe-Jahr“ gefeiert hatte!

Ich ging über Nacht zu Freunden — zu Hause zu schlafen ist nicht ratsam.

Der blutende Genosse

Am nächsten Tage, Donnerstag den 9. März, sollte im Landtagsgebäude eine Sitzung verschiedener Parteienfraktionen stattfinden. Wir gingen hin, obwohl es ganz unmöglich schien, daß jetzt diese Sitzung dort noch abgehalten werden könne; man hatte das Gefühl, in eine ganz gemeine Falle zu gehen — man brauchte, wenn wir dort versammelt wären, nur den Schlüssel herumzudrehen, um uns alle auf einmal zu fangen. Die Sitzung war unterdessen in der Tat verlegt worden, was wir aber nicht erfahren hatten. Aber die sozialdemokratische Landtagsfraktion sagte in ihrem Fraktionszimmer.

Vor dem Landtagsgebäude parkten viele Autos, zum Teil mit SA-Gauleitern, SA- und SA-Verte standen einzeln umher. Vor dem Landtagsportal waren vier Schugleute mit Karabinern postiert.

Eben als wir aufs Portal zugehen, kommen zwei Männer blutüberströmt herauf. Die Polizisten lassen sie zwischen sich durchgehen, ohne sich zu rühren. Sie sehen die blutenden Männer nur an, wie man auf der Straße einen blutenden Hund nachsehen würde. Der erste der Männer trägt einen hellen Mantel, halb offen; ein zerknüllter Filzhut sitzt ihm auf dem Kopfe, wie ihm von jemandem lose auf den Kopf gegeben. Das Gesicht ist blutüberströmt, ein dicker, breiter Blutbahn neben der Kehle läuft über Augen, Nase, Mund und Ohren. Die Vorderseite des Mantels rechts und links sind von oben bis unten wie in Blut getaucht. Jetzt erkenne ich den Mann erst — es ist der Genosse Karl Böchel, Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion und Chefredakteur der Chemnitzer „Volksstimme“. Ich habe im Felde viele Vermutete gesehen, aber den Anblick werde ich nie vergessen,

den blutenden Genossen in der Sonne des Vorfrühlings-tages allein dahinsinkend inmitten mühtiger, höchst erstaunter Zuschauer, mit den SA-Verten im Hintergrund und den bewaffneten Polizisten am Portal. Der zweite Mann kommt barhäuptig, mit einer kassenden Wunde am Kopf, über die ganze Schädelhälfte blutig. Es ist unser Abgeordneter, Genosse G. Wir springen hinzu. Böchel ist bis zum Straßenrand gewankt. Dort bricht er, an einem Leitungsarm halsstarrig, zusammen, als ob es mit ihm zu Ende ginge. Pflötzlich ist noch ein Genosse aus unserer Fraktion an seiner Seite. Er trägt Böchel, der sich schon die ganze Zeit ein weißes Taschentuch vor Mund und Nase hielt, als wolle er nur ein Nasenbluten stillen. Mit einem Male sind inmitten der Leute auch zwei Polizisten mit umgehängten Karabinern zur Stelle. Sie wollen Böchel aufrichten, unser Genosse aber, schnee-weiß im Gesicht, schiebt beide Polizisten mit einer Armbeugung beiseite und sagt: „Gehen Sie weg. Wir brauchen Sie nicht. Wir helfen uns selbst.“ Die Polizisten lassen sich auch stumm und ohne Widerrede wegschieben. Sie drehen sich um und gehen mit ihren Karabinern davon. Inzwischen ist ein Taxi angehalten worden. Böchel wird hineingehoben, erstarrt in der Ecke zusammen. Durch die trübe Scheibe sieht man sein furchtbares blutüberströmtes Gesicht mit dem weißen blutigen Tuch vor dem Mund. Auch G. steigt ein, dann der Fraktionsgenosse und im selben Augenblick fährt das Auto davon.

Wer alles bei dieser Szene zugegen war, weiß ich nicht. Einen Mann aber habe ich mit photographischer Schärfe wahrgenommen. Es war ein unbekannter Passant, ein magerer Mann in dunklem Paletot, mit außergewöhnlich hohem hellem Kragen, auf dem der Kops wie ausgespreizt sah. Der Mann trug einen Zwicker und hatte einen straff hochgegriffenen Schnurrbart. Er stand mit einer Aktentasche unter dem Arm in der Nähe und sah der ganzen Szene mit einer unpertinent wirkenden unbeteiligten Neugier zu. Er schien zu lächeln, als ob er von dem Anblick befriedigt sei. Vielleicht lag es nur an der Barttracht, daß es ausfas, als ob er lächle, aber er stand ausreißend da wie ein Bürokrat aus dem „Simplizissimus“ der Vorkriegszeit. Er erschien wie ein Bote dieser wiedererstandenen Zeit — widersprüchlich zum Dhrtselgen.

Als das Auto davongefahren war, gingen wir raslos zwischen fremden Menschen hin und her, ohne zu wissen, was hier geschehen war. Man hatte die Befürchtung, daß jetzt im Landtag eine blutige Schlacht im Gange sei und jeden Augenblick blutende Männer aus dem Portal wankten würden. Es kam aber niemand. Die Schugleute standen auf ihren Posten, als sei gar nichts geschehen. Wir entschlossen uns, nach dem Friedrichstädter Krankenhaus zu fahren, wohin die Verletzten sicher gebracht worden sein würden. In unserer Aufregung kam uns gar nicht der Gedanke, ein Auto zu nehmen. Wir gingen eilig über den Theaterplatz und um den Zwinger nach der Diirraallee und bekamen dort zufällig auch sofort eine Straßenbahn nach Friedrichstadt. Als wir im Krankenhaus vorprachen, war das Auto schon wieder weggefahren. Wir erfuhren aber, daß Böchel und G. eingestieft worden waren und im Operationsaal soeben versorgt wurden. Eine Krankenschwester, die uns fragte, wer die Verletzten seien, sagte: „Das ist ja schrecklich! Die sind ja noch schlimmer als die Bolschewisten!“

Der Mordversuch im Landtag

Wir gingen zurück nach der Könnertstraße, wo viele unserer Leute erregt zwischen Volkshaus und „Volkszeitung“ nach Fühlung suchend hin und her gingen. Von einem unserer Landtagsabgeordneten, den wir dort trafen, erfuhren wir, wie sich der Ueberfall auf Böchel abgespielt hatte. Mitglieder unserer Landtagsfraktion waren im Landtagsgebäude versammelt. Sie wurden wiederholt von bürgerlichen Abgeordneten dringend gebeten, doch das Haus zu verlassen, da sich SA im Haus sammle und sie schon in kurzer Zeit das Gebäude nicht mehr verlassen könnten. Unsere Leute erwiderten, ja, sie würden gehen, aber erst, wenn der Vorkriegsausgangs des Landtags seine Sitzung beendet haben würde, da sie die Genossen, die an dieser Sitzung teilnahmen, darunter Böchel, nicht allein im Hause lassen wollten. Als diese Sitzung beendet war und unsere Abgeordneten schließlich gingen, mußten sie im Treppenhause ein Spalier von SA-Verten passieren. Sie blieben unbeteiligt, es ist aber gehört worden, wie der SA-Führer Benncke, der mit SA-Verten auf einem Treppenabfah stand, sagte: „Der da im hellen Mantel, das ist Böchel.“ Während unsere Abgeordneten das Haus verließen, ist Böchel, ohne daß sie es bemerkt hatten, noch für einen Augenblick ins Fraktionszimmer gegangen, um der Fraktionssekretärin zu sagen, daß auch sie nach Hause gehen solle. Als er das Vestibül passierte, ist er von SA-Verten zurückgerissen und niedergeschlagen worden, ebenso G., der Böchel zu Hilfe kam. Der Genosse vermutete in dem Ueberfall eine Rache an Böchel dafür, daß er die Antwort einer führenden schwedischen Zeitung auf Görings Besuch, das Verhalten der schwedischen öffentlichen Meinung zu zensurieren, in öffentlicher Landtagsitzung verlesen hatte.

Die Könnertstraße und der Bettinerplatz wimmelten von Menschen. Fortwährend patroillierten Polizisten und fordern die Gruppen auf, weiterzugehen. Die Plätze und Straßen um Volkshaus und „Volkszeitung“ gleichen einem Kriegsager. SA-Mannschaften bilden die Besatzung, Polizeiaufgebote schützen sie. Vo. Volkshaus ist von der Aufschrift das Wort „Volks“ heruntergerissen. Es ist nur noch „Dresdener . . . haus“ zu lesen. Ein improvisiertes Schild bezieht das Gebäude als SA-Heim. Auf dem Dach sind SA-Posten mit Maschinengewehren postiert, ebenso auf dem Dach der „Volkszeitung“-Druckerlei und auf den benachbarten Garagen. In den Fenstern des Parteisekretariats auf dem Bettinerplatz sind aus Papierpaketen Schießscharten aufgebaut, aus denen Gewehrläufe herausragen. Auf den Balkons sind Maschinengewehre aufgestellt. Vor der Volksbuchhandlung bezieht ein großer schwarzer Brandfleck auf dem Asphalt die Stelle des Bücherscheiterhaufens.

In allen Straßen der inneren Stadt marschieren und fahren SA-Mannschaften und Polizeikommandos hin und her. Vor uns her geht ein Trupp junger SA-Verte. Sie

tragen Waffen und an der Koppel haben sie lange Lederpeitschen hängen, deren Spitzen fast auf dem Pflaster schleifen. Sie sehen aus wie uniformierte Raubmörder. Vor dem Warenhaus des Konsumvereins Vorwärts in der Zwingerstraße wartet eine vielhundertköpfige Menschenmenge auf die Besetzung des Gebäudes durch die SA. Die Zuschauer sind guter Dinge und sehen der Sache wie einem Schauspiel entgegen. Die Besetzung erfolgte aber nicht.

Die Räuber lügen

Die persönlichen Erlebnisse dieser Tage schildern wollen, ließe immer wieder erzählen von zufälligen oder auch versehenen Begegnungen mit Genossen, von stundenlangem Hin und Her in den Straßen, wo man sich sicherer fühlte als daheim, von lächtigen Zusammenkünften mit der Frau in irgendeinem Lokal oder bei Freunden, die selber vor Ueberreaktionen nicht sicher waren.

Welche Wohlart war es, irgendwo in Ruhe einen Teller Suppe essen, eine Tasse Kaffee trinken zu können! Einige Genossen hatten schon flüchten müssen, andere waren verhaftet worden; jede Stunde konnte man auch abgeben. Müde kam man abends in der Dunkelheit in ein Schlafquartier; fast jeden Abend war es ein andres.

Am Sonntag — es war der 12. März — hatte ich das herumziehen in der Stadt und von Quartier zu Quartier satt. Ich ging nach Hause, verbrachte den Sonntag daheim. Genossen und Freunde kamen, und ich blieb auch über Nacht zu Hause. Am Montag trafen wir uns in einer kleinen Gastwirtschaft, in der Marktleute und Straßenhändler in blauen Schürzen und Lederjassen verkehrten. Dort erfuhren wir, daß vor einer Stunde SA-Verte in der Wohnung eines Genossen erschienen waren. Sie hatten ihn nicht angegriffen, dafür aber einen anderen Genossen, der zufällig dahin gekommen war. Ihn hatten die SA-Verte mitgenommen — unbekannt wohin. Man hatte ihn hin und her gestoßen, beschimpft: „Du selbes Schwein, komm nur gleich mit!“

Die SA-Besetzung des Volkshauses und der „Volkszeitung“ hat am gestrigen Sonntag gegen Eintrittsgeld Fahrungen durch die besetzten Gebäude veranstaltet. Die Tochter eines Genossen hat unerwartet daran teilgenommen. Im Volkshaus sind den Besuchern die Beweise für die „Rein- und Selbstgelage der Gewerkschaftsbossen“ gezeigt worden. Ein Zimmer sei da, aus dem man trotz fleißigen Lüftens bis heute noch nicht den Parfümduft habe vertreiben können. Sogar Gutsheine für Bordells habe man in den Gewerkschaftsräumen gefunden. In der „Volkszeitung“ stehen nur die Maschinen- und Secherfälle gezeigt. Den Besuchern wurde erzählt, daß hier auch Bücher gedruckt worden seien, da aber Damen zugegen seien, könne nicht deutlicher gesagt werden, was für Bücher! Solche und ähnliche Schauermärchen hörten die zahlreich sich drängenden Teilnehmer der Besichtigung mit offenem Mund und Nase an!

Das Erscheinen der SA in der Wohnung des Genossen auf der Suche nach ihm und die Tatsache, daß wieder ähnliche Trupps in der Stadt unterwegs sind, läßt es allen geraten erscheinen, sich nicht zu Hause aufzuhalten. Ich habe schnell zu Hause ein wenig gegeben, voller Unruhe, weil man in jedem auf der Straße heranziehenden Auto ein SA-Auto vermutet und doch nicht wegen fünf Minuten zu langen Aufenthalts daheim verschleppt werden will. Dann bin ich wieder fort.

Auf Existenztrümmern

Spätmittags traf ich mich mit meiner Frau in der Wohnung eines Genossen, der bisher unbeteiligt geblieben ist. Sein Sohn allerdings sitzt in einer SA-Kaserne gefangen. Während wir eine Tasse Tee tranken, erhielt der Genosse die telefonische Mitteilung von seiner Behörde, daß er bis auf weiteres beurlaubt sei und am nächsten Tag nicht zum Dienst kommen dürfe. Diese Nachricht, die Ungewißheit über das Schicksal des Sohnes und die Sorge um die schwer-kranken Mutter, die am nächsten Tag operiert werden sollte, drückten den Genossen schwer nieder. Frau und Tochter saßen weinend da. Wir gingen bedrückt — überall sieht man auf Existenztrümmern.

Dienstag vormittag hatte ich mich mit meiner Frau nach dem Großen Garten verabredet. Sie kommt voller Unruhe: früh sind Kriminalbeamte dagewesen und haben nach mir und außerdem nach Waffen und verbotenen Druckschriften die ganze Wohnung durchsucht. Wäre ich, wie ich es mir vorgenommen hatte, in der vergangenen Nacht zu Hause gewesen, so läßt ich jetzt schon in Schubhaft. Die Beamten hatten wiederholt eindringlich gefragt, wo ich mich aufhalte, wann ich das letztmal zu Hause gewesen sei, wann ich nach Hause komme usw.

Ich verabschiedete mich von meiner Frau bald wieder und traf mich mit Genossen in der Stadt. Auch bei einigen von ihnen waren fast zur selben Stunde Kriminalbeamte erschienen, um sie zu verhaften, aber auch sie waren nicht zu Hause. Wir trennten uns bald wieder, um nicht aufzufallen. Ich sah dann mit einem Freund eine halbe Stunde lang auf einem Kinderpielplatz — welcher Zukunft wachsen die harmlos und heiter spielenden Kinder entgegen?

Ein Freund geht fort

Der Botanische Garten in der Vormittagsstraße war in diesen Tagen ein ruhiges Aisl. Hier trafen sich einige Genossen jeden Morgen. An diesem Mittwochnachmittag machte uns einer unserer Freunde die Mitteilung, daß auch er fort müsse, fort über die Grenze. Nirgends sei er mehr sicher, an jeder Stelle, auf der Straße, in irgendeinem Restaurant, überall könne er in jedem Augenblick verhaftet werden. Ich sagte das so an, als ob er bald, in den nächsten Tagen oder morgen schon, gehen wolle. Pflötzlich stand er von der Bank auf und sagte: „Also, ich gehe.“ Mit einem Händedruck nahm er Abschied. Er ging ohne irgendwelches Gepäck, im Ledermantel. Er sah sich nicht um nach uns.

Täglich traf ich mich mit meiner Frau irgendwo, bei Freunden, in einem Lokal oder an einer verabredeten Stelle auf der Straße.

Ich verständigte sie von Fernsprechtellen aus in nur uns verständlichen Andeutungen und Deckworten, da der Telefon-

anschluss überwacht wurde. Donnerstag erwartete ich sie in einer kleinen Gartenwirtschaft. Sie kam verspätet, eilig, drängte zum Gehen — es waren wieder Kriminalbeamte dagewesen, um nach mir zu suchen.

Da meine Frau befürchtete, daß man ihr nachgegangen sein könnte, war sie unter mehrfachen Wechseln der Straßenbahnlinie durch die halbe Stadt gefahren, um etwaige Beobachter irrezuführen. Nun hat sie mich, doch auch über die Grenze zu gehen. Sie würde um vieles ruhiger sein, wenn sie mich in Sicherheit wisse. Am heutigen Morgen ist wieder ein Freund über die Grenze gegangen, zwei andre sind gestern verhaftet worden. Ein Genosse ist freiwillig in Schutzhaft gegangen, weil er nicht mehr wußte, wohin. Die Energie zur Flucht hatte er nicht mehr aufgebracht. Nun sah seine Frau weinend dabei. Tatsächlich wird der Raum, in dem man sich bewegen kann, immer enger, und man gefährdet auch die bei denen man sich verborgen hält. Wir gingen zu den Freunden, deren Wohnung jetzt mein Obdach ist, und besprachen alle Einzelheiten. Spät in der Nacht trennten wir uns.

Was soll ich tun?

Weil ich es meiner Frau hatte versprochen müssen, bin ich den ganzen nächsten Tag nicht aus dem Zimmer gegangen. In großer Unruhe freuten die Gedanken immer um die eine Frage: Was soll ich tun? Dieses Versteckspiel, diese Flucht durch die Stadt von einem erborgten Bett zum andern fortsetzen, bis man eines Tages doch verhaftet wird oder schließlich zermürbt freiwillig in die Halle geht? Wenn es sich um eine normale Schutzhaft handelte — gut, das wäre zu ertragen. Aber Monate, Jahre vielleicht hinterm Stacheldraht eines Konzentrationslagers, kommandiert und schikaniert von uniformierten Sadisten, mißhandelt, seelisch gequält, aufbewahrt für irgendeinen Schauprozeß oder bereitgehalten als Geißel für Rachebedürfnisse und eines Tages vielleicht „auf der Flucht“ erschossen?

Aber — über die Grenze. Durch welches dunkle Tor ging man da? Ohne Mittel, ohne Erlaubnis. Wie geht es weiter, wenn die letzte Mark vertan sein wird? Es gab keine Antwort.

Spätabends kam meine Frau. Sie brachte mir den Rucksack mit einiger Wäsche und dem Allernötigsten. Ein junger Mann hatte ihr den Rucksack bis zu einer bestimmten Straßenbahnhaltestelle gebracht, bis zu der sie wieder auf Umwegen gefahren war. Während sie dabei die Sachen zurecht machte, war wieder Kriminalpolizei dagewesen. Wieder war die ganze Wohnung nach mir durchsucht worden. In die Schränke und unter die Betten hatten die Beamten geguckt, aber die bereitgelegte Wäsche war ihnen nicht verdächtig erschienen.

Flucht durch die Sächsische Schweiz

Also heute! Mein Freund, in dessen Wohnung ich die letzten Nächte verbracht hatte, begleitete mich auf den Weg über die Grenze. Zwei Touristen mit Rucksäcken am Sonnabend — das fällt nicht auf.

Ein Bekannter meines Freundes hatte sich bereit erklärt, uns in seinem Wagen bis nahe an die Grenze zu bringen, damit wir nicht mit der Bahn fahren müßten, weil da mit unerwünschten Begegnungen zu rechnen war. Es war ein alter, klapperiger Wagen, wegen dessen antiquarischen Aussehens sein Besitzer oft gehänselt wurde. Er aber trennte sich nicht von diesem Vehikel, weil der Motor ausgezeichnet arbeitete — besser als mancher neue, versicherte er, und uns erschien heute sein Wagen als der Schönste.

Pünktlich stand er an der verelubarten Straßenecke. Meine Frau hatte zum Abschied dahin kommen wollen — sie war nicht da. Unser Führer drängte zum Einsteigen und während der Wagen schon fuhr, berichtete er: „Meine Frau war nicht gekommen, weil am frühen Morgen schon wieder — zum viertenmal — die Polizei dagewesen war und meine Frau sich beobachtet fühlte. Sie wollte uns nicht in letzter Minute gefährden.“

Wir fahren in flottem Tempo nach Schandau und biegen dort in das fast menschenleere Ritzschichtal ein. Im Garten eines Gasthauses hängen Frauen Wäsche auf; oben stehen die Fenster offen, hinter denen wir einmal quartiert haben — vorbei. Lichtenheiner Wasserfall, ein Beweiser nach dem Rhythmus — vorbei. Kein Mensch, kein Fuhrwerk begegnet uns.

Endlich erhebt sich der Winterberg vor uns. Der Ausichts-

turm ragt einsam über die kahlen Buchenwipfel. Wir steigen nicht hinaus; am Fuße des Berges erreichen wir den Fremdenweg, der zur Grenze führt. Noch ein kurzes Stück Weg und nun stehen wir am ersten Grenzstein; er leuchtet weiß am Waldrand. Endlich! Auf dem Winterberg waren wir vor Jahren einmal mit ausländischem Besuch. Die fremden Gäste wollten gern einmal bis an die Grenze gehen. Wir führten sie hierher. Sie sahten sich an den Händen und zogen sich zum Scherz über den Grenzstein hinüber, mit einem kleinen Freudenprung „in die Tschechoslowakei“. Dann pflückten sie Gräser, die sie mitnahmen zur Erinnerung daran, daß sie „auch in Böhmen“ gewesen waren.

Der schmale Weg läuft über Feldplatten noch eine Strecke genau an der Grenze entlang; ein Schritt noch links und man steht wieder auf deutschem Boden. Endlich aber biegt er ab — noch hundert Schritte weit über die kritische Grenzzone hinaus: jetzt sind wir in Böhmen, und das ist jetzt die Freiheit. Es sind dieselben Felsen, feucht und dunkel vor Nässe; ich berühre ihre rauhe Steinhaut. Es sind dieselben Kiefern,

deren kahlige Nadelbüschel mich streifen. Aber sie streifen mich fünfzig Meter weit von der deutschen Grenze entfernt — hier ist die Tschechoslowakei und hier ist jetzt die Freiheit! Drüben leuchtet ein weißer Stein. Dahinter liegt Deutschland. Es ist die Heimat. Auf wie lange gehe ich fort? Soll ich mich freuen?

Wir wandern mit der steigenden Sonne durch Felder und Dörfer. Schon immer wollten wir, mein Freund und ich, einmal zusammen wandern; es ist nie dazu gekommen — und dies ist nun das erste Mal. Und für wie lange das letzte Mal?

Kosendorf, Binádorf, Goodorf, Zetschen — der Markt, die Brücke. Die Elbe strömt unter uns. Und nun Bodenbach. Am Elbufer steht eine Lusthaukel. Die Drehorgel spielt: „Die Fenster auf! Der Feind ist da!“ Dann eine Tür — die Tür zum Volkshaus: das ist nun das Tor in die Freiheit...

Zwei bekannte Gesichter an einem Tisch, Emigranten. Eine überraschte Frage: „Run, einen Sonntagsausflug gemacht?“ — „Ja, es wird nur ein wenig lange dauern.“ — „Ach sooo; also auch!“ — „Ja, auch!“

Dollfuß — Liebling der Welt

Die Engländer reisen nach Tirol

London, im Juni 1938.

Der Kampf Nazi-Deutschlands gegen Oesterreich hat bewirkt, daß Oesterreich und sein Bundeskanzler Dollfuß in England höchst populär geworden sind. Der kleine Dollfuß ist drauf und dran den populärsten Sportgrößen den Rang streitig zu machen. Sensationsblätter, die nur selten Politik bringen, eifern eine ganze Seite für den österreichischen Bundeskanzler, der in allen Stellungen photographiert wird. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht in den englischen Zeitungen aufgefördert wird, nach Oesterreich zu reisen, um den Schlag der Hitlerregierung zu parieren. In Reisebüros liegen Werbeproschekten für Oesterreich aus. Und als Dollfuß auf der Weltwirtschaftskonferenz sprach, wurde er nicht nur mit demonstrativem Beifall begrüßt, sondern seine Rede wurde auch ausführlicher wiedergegeben, als die Rede des deutschen Außenministers. Nichts kennzeichnet die Stimmung in England besser als ein Leitartikel im „Observer“, dem angesehensten englischen Sonntagsblatt, überhaupt einem der bedeutendsten und bis zu Hitler deutschfreundlichen Blätter Englands. Dort heißt es unter der Überschrift „Oesterreich und die Tyrannie“:

„Hitler hat nach tausenden von aufreizenden Reden eine diplomatische Rede gehalten. Die diente Exportzwecken, nicht dem Hausgebrauch. Der Nazigeist hat seine Gewalttätigkeiten nicht abgelegt. Er ist eine Explosion von Tyrannie. Jede andre Meinung trampelt er nieder und sucht sie zu mordern. Eine Gemütsart, die sich so in der Außenpolitik äußert, ist feind auch in der Außenpolitik gefährlich. Die Ausschreitungen gegen die bairischen Katholiken — sie kamen nach den Juden an die Reihe — zeigen den brutalen Wahnsinn des Fanatismus. Es ist wesentlich sich darüber klar zu sein, daß der gleiche Geist eines Tages eine internationale Krise in der österreichischen Frage hervorzurufen kann.“

Im Augenblick ist das kleine Oesterreich der Schlüssel Europas. Es ist schon zermalmt worden sein, wäre nicht der kleine Kanzler Dr. Dollfuß, der vorige Woche in London Lorbeeren erntete. Als er gerüchert: „Gottlieb würde er der Diebling der Welt sein und die Freiheit seines Landes zu unterwerfen ist wesentlich für den endgültigen Frieden Europas. Oesterreich hätte sich wohl, wenn es nach seinem freien Willen gegangen wäre, einem föderativen Deutschland angeschlossen. Aber vom Naziterror unterjocht zu werden würde das größte Verbrechen.“

Im einigen Wochen schickten die Nazid Kommissare, um Oesterreich wie ein bereits anverleitetes Lamm zu behandeln. Dollfuß war sich zu widersetzen. Der Feind hieb mit Allmitteln auf Oesterreich los, indem es den Reiseverkehr nach Oesterreich zerstörte, wo die Nazigruppe genau so unversöhnt und drohend ist wie anderwärts. Dr. Dollfuß wies einen Schweigediplomaten aus, der als Ausrufer nach Wien geschickt werden war. Berlin war Herr Wasserbaed herans, den österreichischen Presseattaché, der seit Jahren die Rechte eines Diplomaten genoss. Er wurde nach London verfrachtet, wo er herzlich willkommen ist. Unseres Erachtens müßte die Unabhängigkeit Oesterreichs definitiv

und unabänderlich garantiert werden. Man sollte ihm finanziell helfen. Mehr denn je sollten in diesem Sommer britische Touristen Oesterreich besuchen. Sie werden entzückt sein von der Anmut der Landschaft und der Leute.“

England war bisher das Land, das dem Gedanken des Anschlusses Oesterreichs an Deutschland am freundlichsten gegenüberstand. Das war einmal. Denn in England, um die Trennung Oesterreichs von Deutschland zu beugen, sogar bereit, die Wiederherstellung der Habsburger Monarchie in Oesterreich und Ungarn zu unterstützen. Den dahin zielenden Plan Mussolinis hat sich in England bisher außer dem sozialistischen „Daily Herald“ nur noch der „Manchester Guardian“ gewandt, der auch nicht mehr wie früher den „Kaiserkrieg“ propagiert, sondern den von Frankreich propagierten Gedanken einer Union der Völker (Oesterreich, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien). Die Hitlerpolitik hat also auch im Südosten in kurzer Zeit alles verflüchtigt.

Abrüstungskonferenz stöckelt

Wie zu erwarten war

Genf, 27. Juni. (Wolff.) Botschafter Radolny hatte heute vormittag Besprechungen mit dem Präsidenten der Abrüstungskonferenz Genderson und dem englischen Vertreter Unterthan. Genderson teilte in der Unterredung mit Radolny mit, daß es ihm nicht gelungen sei, bis jetzt für die Vorbereitung der zweiten Sitzung des englischen Konventionenbundes die in Aussicht genommenen Verhandlungen zu führen. Er sehe nicht, wie gegenwärtig die Arbeit des Hauptauschusses mit Erfolg weitergeführt werden könnten, und er sei infolgedessen für eine Vertagung der Konferenz bis nach der Witterungsbundversammlung im Herbst. Einen ähnlichen Standpunkt nahm der englische Vertreter Eden gegenüber Botschafter Radolny ein. Auch er vertrat die Auffassung, daß man Genderson noch Zeit geben müsse, um die zweite Lesung des englischen Konventionenbundes vorzubereiten.

Demgegenüber betonte der deutsche Delegationsführer sowohl Eden als Genderson gegenüber, daß die Arbeiten der Konferenz fortgesetzt werden müßten, und daß kein Anlaß zur Vertagung vorhanden sei. Eventuell könne Genderson die notwendigen Besprechungen ja hier in Genf führen.

Das erweiterte Präsidium der Konferenz tritt am Nachmittag zusammen, um eine Entscheidung zu treffen.

SPD. Ortsgruppe Paris

Donnerstag, den 29. Juli, 20 Uhr, im Lokal Café Pont Marie, 1 rue Normains Hyeres, Mitgliederversammlung.

Verantwortlich: für die Redaktion Joh. Pih; Inserate Hubert Nättner, beide in Saarbrücken. Druck und Verlag: „Volkstimme“ G. m. b. H., Saarbrücken, Schützenstraße 5.

Der umsichtige Geschäftsmann inseriert von nun ab in der

„Deutschen Freiheit“ dem Weltblatt

das in 7 Tagen eine feste Bezieherzahl erreicht hat, die alle Erwartungen weit übertrifft

Inserieren in der „Deutschen Freiheit“ verbürgt allerbeste Erfolge